

## AMERICA – made in Germany

Vom deutschen Ursprung des Namens

*Franz Laubenberger, Freiburg i. Br.*

*In diesem Jahre begehen die Vereinigten Staaten von Amerika den 200. Jahrestag ihrer Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776. Aus diesem Anlaß werden nicht nur in Amerika Gedächtnisfeiern abgehalten und Gedenkausstellungen veranstaltet, sondern auch in der Bundesrepublik und nicht zuletzt in unserem südwestdeutschen Bundesland nimmt man regen Anteil an diesem Ereignis. Unter der Devise „USA und Baden-Württemberg“ wurde am 4. Mai 1976 in Stuttgart eine Ausstellung eröffnet, die mit über 130 Exponaten aus fast 500 Jahren dokumentiert, „wie intensiv die Berührungen waren, die zwischen dem deutschen Südwesten und dem riesigen Land bestanden haben“. <sup>1)</sup> Zu den wohl frühesten „Berührungen“ aus unserem oberrheinischen Raum gehört die wissenschaftliche, geographische und kartographische Beschäftigung oberrheinischer Humanisten mit dem von Christoph Kolumbus 1492 entdeckten neuen Kontinent. Daher befindet sich gleich unter den ersten Ausstellungsstücken der Stuttgarter Dokumentenschau die etwas verkleinerte Kopie einer Weltkarte aus dem Jahre 1507, die von dem Freiburger Cosmographen Martin Waldseemüller geschaffen wurde, und auf der die Neue Welt erstmals mit*

*dem Namen AMERICA benannt ist. Wie es dazu kam und wer diesen Namen erfunden und geprägt hat, ist als Ergebnis mehrjähriger, eigener Waldseemüllerforschung des Verfassers in zusammenfassender Kürze dargestellt. Zugleich bekundet der Landesverein „Badische Heimat e. V.“ mit diesem Beitrag sein Interesse und seine Anteilnahme an der 200-Jahrfeier der USA und entbietet allen Badenern und insbesondere seinen Mitgliedern drüben in dem großen und weiten Amerika herzliche Grüße aus der alten Heimat!*

*Martinus Walzemüller de Friburgo Constantiensis dyocesis septima decembris lautet der knappe Eintrag in den Matrikeln der Freiburger Universität vom Jahre 1490. Diese wenigen Worte gehören zu den dürftigen Nachrichten, die wir über die Herkunft und Jugend Martin Waldseemüllers besitzen. Vergleicht man dazu noch ergänzend die Eintragungen in den Freiburger Bürger- und Häuserlisten des Jahres 1490 so ergibt sich, daß ein gewisser Konrad Walzenmüller, wohl der Vater, ein zünftiger Metzgermeister war und in dem Haus „zum Hechtkopf“ wohnte, das einst auf dem Areal stand, auf dem heute das Kollegengebäu-*

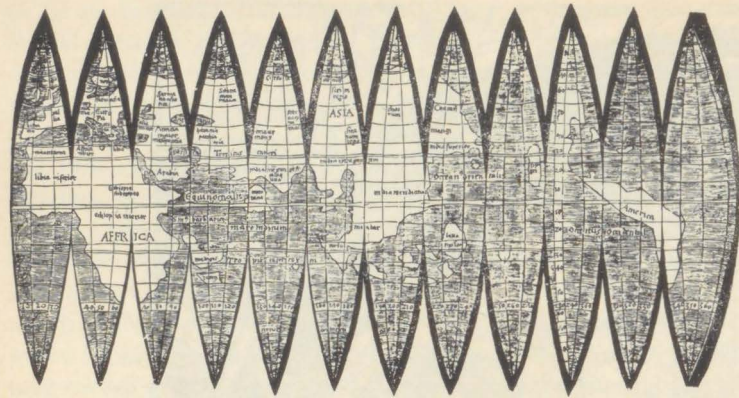
de III der Freiburger Universität errichtet ist. Das Geburtsjahr des angehenden Studenten, der sich in dem damals üblichen Alter zwischen 14 und 18 Jahren in die Universitäts-Matrikel einschreiben ließ, wäre somit zwischen 1472 und 1476 zu suchen. Was Waldseemüller im einzelnen studierte ist unbekannt. Sicher ist, daß der Freiburger Kartäuserprior Gregor Reisch, der Beichtvater Kaiser Maximilians I., sein Lehrer war. Von ihm hat der junge Student jene fruchtbaren Impulse empfangen, die für seinen Lebensweg von entscheidender Bedeutung werden sollten: die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Erdkunde und mit der Kartographie, damals noch unter der allgemeinen Bezeichnung „Cosmographie“ begriffen. Wir wissen, daß der Universitätsprofessor Gregor Reisch schon der Freiburger Erstausgabe (1503) seines enzyklopädischen Lehrbuches, *Margaritha Philosophica* betitelt, eine Weltkarte des sogenannten Ulmer Ptolemäus (1486) in vereinfachter Kopie beigab und so seine Schüler mit dem aus der Antike überlieferten, aber immer noch gültigen Weltbild des Claudius Ptolemäus (80–160 n. Chr.) und mit dessen Kartographie bekannt machte. Es ist daher kein Zufall, daß gerade aus den Reihen von Reisch's Schülern Gelehrte hervorgingen, die in der Geschichte der Kartographie Leistungen von maßgeblicher, ja sogar epochaler Bedeutung aufzuweisen haben. Zu den Studienkollegen Waldseemüllers gehörten, unter anderen, Johann Schott, der sich später als Drucker und Verleger in Straßburg einen Namen machte, sowie Mathias Ringmann, Waldseemüllers späterer Mitarbeiter, Freund und Textschreiber. Während seines Freiburger Studiums hat sich Waldseemüller auch einige Zeit bei dem bekannten Buchdrucker Johann Amerbach in Basel aufgehalten, um die angesehene Kunst des Formschneidens und Buchdruckens zu erlernen.

Im Jahre 1505 schloß er sich einem Kreis angesehenen Humanisten an, der sich nach griechischem Vorbild *Gymnasium Vosagense* nannte, weil die gelehrten Disputationen immer in dem Kloster des Vogesenstädtchens St. Didel

(= heute St. Dié) stattfanden, dem der Kanonikus Walter Lud aus Pfaffenhofen vorstand. Dort traf Waldseemüller auch seinen Freund Ringmann wieder, der unter seinem Humanistennamen *Philesius Vogesigena* – Ringmann war gebürtiger Elsässer – in der humanistischen Gelehrtenwelt des Oberrheins wohlbekannt und wohlgeachtet war. Der einfallsreiche, in der griechischen wie in der lateinischen Sprache gleichermaßen versierte und immer zu Wortspielen aufgelegte Ringmann hat wohl auch für seinen Freund Martin Waldseemüller das originelle Humanistenpseudonym *Martinus Ilacomilus* oder auch *Hylacomylus* ersonnen, durch dessen Rückübersetzung aus dem Walze(n)müller ein Waldseemüller wurde. Der illustre Humanistenkreis widmete sich vorwiegend kosmographischen Arbeiten und unterhielt sogar eine eigene Druckerei.

Mäzen und Förderer war Herzog René II. von Lothringen. Dieser hatte aus Paris eine französische Ausgabe der Berichte des florentinischen Seefahrers Amerigo Vespucci besorgen lassen, der das von Christoph Kolumbus entdeckte neue Land mehrfach bereist und auch erforscht hat. Die Lektüre der Berichte des Vespucci über seine vier Seefahrten nach dem neuen Land inspirierte den jugendlichen, erst 22 Jahre alten Dichter Ringmann schon 1505 zu einem begeisterten poetischen Erguß über das bisher unbekannte Land, das ja nur von seinem Entdecker so eingehend beschrieben worden sein konnte. In der Tat, eine so persönliche und vielseitige Schilderung wie sie Vespuccis Berichte boten, konnte keinen Zweifel daran lassen, daß dieser Forscher auch zugleich der Entdecker des neuen Landes war. Waldseemüller entschloß sich damals, eine Neuausgabe des Ptolemäus herauszubringen. In sie sollten nun auch die Darstellungen Vespuccis der – nach Ringmanns Ansicht – von diesem entdeckten und erforschten Lande eingearbeitet werden. Denn daß es sich hierbei nicht nur um eine Inselwelt, sondern um einen neuen Kontinent handeln mußte, das hatte Waldseemüllers Sachverstand klar erkannt.





Globusstreifen aus dem Jahre 1507 mit dem Namen „America“

Mit großem Eifer und ebenso großer Gewissenhaftigkeit gingen nun Ringmann und Waldseemüller gemeinsam ans Werk. Im Verlaufe der Vorbereitungen reiste Ringmann zweimal nach Florenz, um dort den Ptolemäus im griechischen Originaltext einzusehen, während der Kartograph Waldseemüller in unermüdlicher Arbeit Kartenblätter über Kartenblätter entwarf und Druckstöcke schnitt. Aus einem Brief, den Waldseemüller am Ostermontag des Jahres 1507 dem Drucker Amerbach in Basel schrieb, wissen wir, daß sich der geplanten Ptolemäusausgabe zu diesem Zeitpunkt erneut Schwierigkeiten in den Weg gelegt hatten, so daß sich die beiden Freunde dazu entschließen mußten, einstweilen nur einen Teil des Kartenwerkes zu veröffentlichen.

Am 25. April 1507 erschienen eine Weltkarte in Planprojektion, ferner 12 Globusstreifen zum Aufkleben auf eine Kugel und eine in lateinischer Sprache verfaßte Begleitschrift mit dem Titel „*Cosmographiae introductio*“. Die Karte und die Globusstreifen sind im Untertitel der Einführungsschrift (= *Cosmographiae introductio*) in deutscher Übersetzung so benannt: *Der ganzen Welt Beschreibung sowohl auf einem Globus als auch auf einer Plankarte einschließlich der Länder, die dem Ptolemäus unbekannt waren und die jüngst entdeckt worden sind.* Das gesamte Werk, Karte, Globus und

Einführungsschrift ist Kaiser Maximilian I. gewidmet.

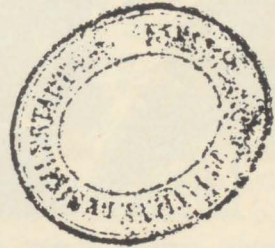
Diese Weltkarte besteht aus 12 gleichgroßen Holzschnittblättern und deckt zusammengesetzt eine Fläche von nahezu drei Quadratmetern. Die Globussegmente dagegen sind in ihren Ausmaßen wesentlich kleiner gehalten. Das Büchlein „*Cosmographiae introductio*“, ein Wiegendruck in Quartformat, vermittelt in seinem ersten Teil geographische, mathematische und astronomische Kenntnisse in allgemeiner Form. Ringmanns Gedicht auf die neue Welt, die wohl früheste poetische Würdigung Amerikas überhaupt, leitet über zum zweiten Teil, der die ins lateinische – in die Sprache der Humanisten – übersetzten Forschungsberichte des Amerigo Vespucci enthält. Obwohl das Kartenwerk samt dem Büchlein anonym erschien, sicherte es den Ruhm seiner Autoren in mehrfacher Hinsicht:

Schon vor der Waldseemüllerschen Karte von 1507 haben Portugiesen und Italiener die Forschungsreisen an die Küsten des Karibischen Meeres und Mittelamerikas sowie zu den Nordostküsten Südamerikas durch handgezeichnete Welt- und Seekarten kartographisch dargestellt. So ist die sog. „Cantino-Planisphärenkarte“ vom Jahre 1502 die früheste datierte Karte, auf welcher die Nordostküste Südamerikas, Teile der Antillen und Mittelamerikas

COSMOGRAPHIAE INTRODV-  
CTIO / CVM QVIBVS  
DAM GEOME-  
TRIAE  
AC  
ASTRONO-  
MIAE PRINCIPIIS AD  
EAM REM NECESSARIIS:

Insup̄er quatuor Americi Ves-  
pūcij nauigationes.

Vniūersalis Cosmographiē descriptio  
tam in solido q̄ plano / cis etiam  
in̄sertis quē Ptholomēo  
ignota a nuperis  
reperta sunt.



DISTICHON.

Cum deus astra regat / & terræ climata Cæsar  
Nec tellus nec eis sydera maius habent.

Est Beati Rhenani Schlettatim.

M D X. . .

*Titelseite der „Cosmographiæ introductio“ mit dem handschriftlichen  
Eigentumsvermerk des Humanisten Beatus Rhenanus  
(= Johannes Bild aus Rheinau) Exemplar der Humanisten-  
bibliothek in Schlettstadt*



Ausschnitt aus der Weltkarte 1507  
Darstellung des amerik. Erdteils (Südamerika)  
mit der ersten Namenseintragung AMERICA

eingetragen sind. Doch der erste Kartograph, der diese Gebiete eindeutig als einen neuen Erdteil dargestellt hat, war Martin Waldseemüller. Daß er darüber hinaus auf dieser Karte den neuen Erdteil erstmalig auch mit einem Namen, nämlich dem Namen „AMERICA“ bezeichnete, das hat dieser Karte unvergängliche Berühmtheit verschafft. Allerdings hatte schon Ringmann in seiner Einführungsschrift das Wort America geprägt, es als Namen vorgeschlagen und so begründet: Weil die bisher bekannten Erdteile Europa, Asia, Africa in dieser lateinischen Form feminina seien, so sei nicht einzusehen, warum nicht dieses neu entdeckte

Amerigo-Land nach seinem (vermeintlichen) Entdecker ebenfalls in der femininen Form mit America benannt werden solle. Und folglich hat Waldseemüller sowohl auf der Plankarte als auch auf dem Globusstreifen den Namen AMERICA auf jenem Teil der Neuen Welt eingetragen, den wir heute als Südamerika bezeichnen. Auf diese Weise, durch den auf einem Irrtum beruhenden Geniestreich wurde Amerika getauft!

Aber auch in anderer Hinsicht – und abgesehen von der sensationellen Namensgebung – war die Weltkarte von 1507 ein wissenschaftliches Ereignis. Sie stellt nämlich durch die Art ihrer Komposition, gewissermaßen als Schaubild, einen erheblich verbesserten, neuen Kartentypus dar, wenn auch die ptolemäische herzförmige Grundkonzeption noch zu erkennen ist. Die Karte diente deswegen auch allen zeitgenössischen und späteren Kartographen als Vorbild, so etwa dem an der Freiburger Universität lehrenden Humanisten Glarean (= Heinrich Loriti aus Glarus), der zwei stark verkleinerte, handgezeichnete Kopien der Waldseemüllerschen Weltkarte von 1507 angefertigt und darauf den Namen „America“ übernommen hat. Obwohl in über 1000 Exemplaren hergestellt und verbreitet, scheint die Weltkarte den Bedarf der gelehrten Welt kaum gedeckt zu haben, denn schon im Jahre 1508 beklagt sich Waldseemüller in einem Brief an Ringmann darüber, daß sein Kartenwerk, das ihm doch so viel Ehre und Ruhm eingebracht habe, von anderen Kollegen kopiert und unter deren Namen verbreitet werde. Im gleichen Brief erwähnt er auch, daß er zu einer Neuauflage der *Margarita Philosophica* seines Lehrers Reisch zwei Beiträge über Architektur und Perspektive beigesteuert habe. Sowohl der mit abgedruckte Brief als auch die Beiträge sind signiert: *Martini Ilacomili Friburgensis*. Damit dürfte seine Freiburger Herkunft eindeutig als gesichert gelten.

Den Höhepunkt in Waldseemüllers Schaffen brachte das Jahr 1513. In diesem Jahr erschien endlich der seit 1505 begonnene und mit so vielen Unterbrechungen immer wieder bearbei-

tete neue Ptolemäus, der sogenannte „Straßburger Ptolemäus“, gedruckt bei Johann Schott. Dieses Hauptwerk, von Waldseemüller um 20 neue Karten erweitert, enthält als Karte 1 abermals eine See- und Weltkarte, auf der jedoch der Name „America“ fehlt. Statt seiner steht dort zu lesen [in deutscher Übersetzung]: *Dieses Land und die umliegenden Inseln wurden von Christoph Columbus im Auftrag des Königs von Kastilien entdeckt*. Auch zu diesem Kartenwerk hatte der geistvolle, aber schon todkranke Ringmann einen erläuternden Text verfaßt, doch das Erscheinen des Straßburger Ptolemäus hat er nicht mehr erlebt. Er starb kurz nach Fertigstellung des Textes im Herbst 1511, während der Ptolemäus aus finanziellen Gründen und offenbar darum unter dem Namen der Geldgeber Jakob Aëßler und Georg Übelin erst zwei Jahre später veröffentlicht werden konnte. Dies hinderte jedoch den Herzog Anton von Lothringen nicht, Waldseemüller für seine großen wissenschaftlichen Leistungen mit einer Kanonikatspfürnde auf Lebenszeit auszuzeichnen.

Diesem Umstand ist es zweifellos zuzuschreiben, daß Waldseemüller im Jahre 1516 abermals eine große und wiederum erheblich verbesserte Welt- und Seekarte veröffentlichte, die *Carta*

*Marina Navigatoria*. Sie ist von derselben Größe und nach dem gleichen Schema wie die Weltkarte von 1507 hergestellt, mit noch reichhaltigerem, originellem Bilderschmuck versehen und mit einer Fülle von Legenden ausgestattet. Aber unübersehbar hat Waldseemüller es wieder vermieden, den Namen „America“ zu verwenden, und er hat die „Terra Nova“ demonstrativ mit *Brasilien oder Papageienland* bezeichnet. Doch seine Bemühungen, den einstigen Irrtum zu korrigieren, waren vergebens. Der Name Amerika war schon so populär geworden, daß er in der 1522 erschienenen dritten Auflage des Straßburger Ptolemäus von dem Herausgeber Dr. Fries nachträglich auf die Karte 1 wieder eingezeichnet wurde, gewissermaßen als ein Akt der Pietät, den man *dem vor kurzem verstorbenen* Kartographen Waldseemüller schuldig sei; so hat es Dr. Fries in seinem Vorwort begründet.

Nur diese wenigen Worte aus dem Jahre 1522 bezeugen Waldseemüllers Tod. Weder der Sterbeort noch die letzte Ruhestätte des großen Gelehrten sind uns bekannt. Knapp fünfzig Jahre später wußte der holländische Geograph Abraham Ortelius schon nicht mehr genau, daß Martin Waldseemüller und Ilacomilus identisch waren. Nach weiteren fünfzig Jahren war

Textstelle in der „*Cosmographiae introductio*“ mit Ringmanns Vorschlag und Begründung, die Neue Welt AMERICA zu nennen

**Nuc ꝑ ꝑ & hę partes sunt latius iustratę / & alia quarta pars per Americū Vesputiū (vt in sequentibus audietur) inuenta est / quā non video cur quis iure veter ab Americo inuentore sagacis ingenij vi  
**Americo** ro Amerigen quasi Americi terrā / liue Americam  
**ca** dicendā: cū & Europa & Asia a mulieribus sua sortita sint nomina. Eius sitū & gentis mores ex bis binis Americi nauigationibus quę sequunt̄ liquide intelligi datur.**

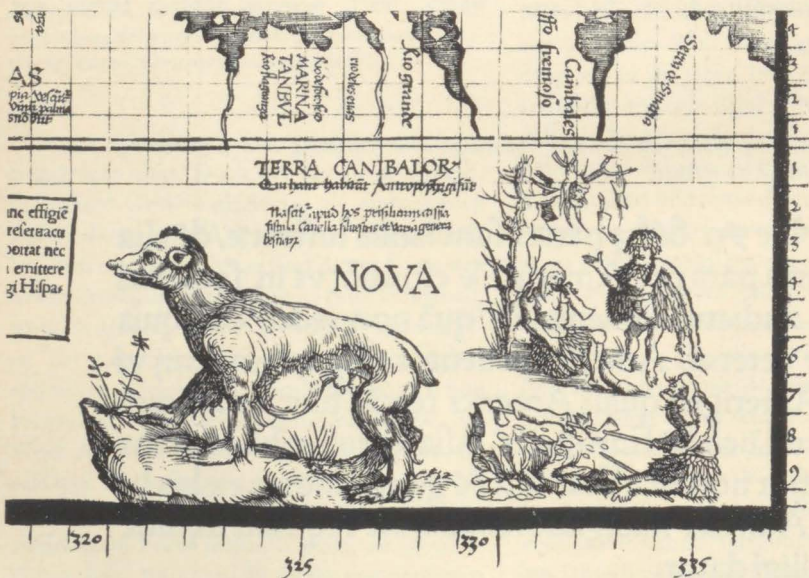
Waldseemüller völlig vergessen und seine berühmten Weltkarten von 1507 und 1516 galten als verschollen. Nur Ringmanns anonym geschriebenes Büchlein vermittelte noch in wenigen erhalten gebliebenen Exemplaren den Ursprung des Namens Amerika.

Erst in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts hat Alexander von Humboldt die Nachforschung nach Waldseemüller und seinem Werk wieder aufgenommen und neu belebt. An Hand von Unterlagen aus dem Freiburger Universitätsarchiv konnte die Identität Waldseemüllers mit Ilacomilus nachgewiesen werden.

Nun begann die Suche nach dem „geheimnisvollen Mann“, wie Humboldt, dem nur die *Cosmographiae introductio*, nicht aber die Weltkarten von 1507 und 1516 bekannt waren, Waldseemüller einmal benannt hat. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden von dem französischen Geographen Gallois in der Hauslab – Liechtenstein’schen Sammlung in Wien 12 undatierte Globus-Segmente aufgefunden und als die Waldseemüllerschen Globusstreifen von 1507 identifiziert. Sie befinden

sich heute in der James-Ford-Bell-Sammlung in den USA. Um 1900 entdeckten die österreichischen Wissenschaftler Fischer und v. Wieser auf Schloß Waldburg-Wolfegg bei Leutkirch in einem Sammelband des Nürnberger Geographen Johann Schöner (1477–1547) je ein Exemplar der Weltkarte von 1507 und der *Carta Marina Navigatoria* von 1516. Als Unikate zählen sie zu den kostbarsten Schätzen der Waldburg-Wolfegg’schen Bibliothek. Somit befindet sich noch heute das einzige Original der Weltkarte aus dem Jahre 1507 mit dem ersten Namenseintrag Amerikas im Lande Baden-Württemberg.

An der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit hat der universale Humanist und wohl größte Kosmograph seiner Zeit, der Freiburger Bürgersohn Martin Waldseemüller, dieses einzigartige Kartendokument geschaffen. Es vermittelte zum ersten Mal einen Begriff von der Großartigkeit und dem ungeheuren Umfang der Erde, den Christoph Kolumbus 15 Jahre zuvor noch ganz erheblich unterschätzt hatte. Gewissermaßen über Nacht hat es den Gesichtskreis der Menschheit erweitert und bis

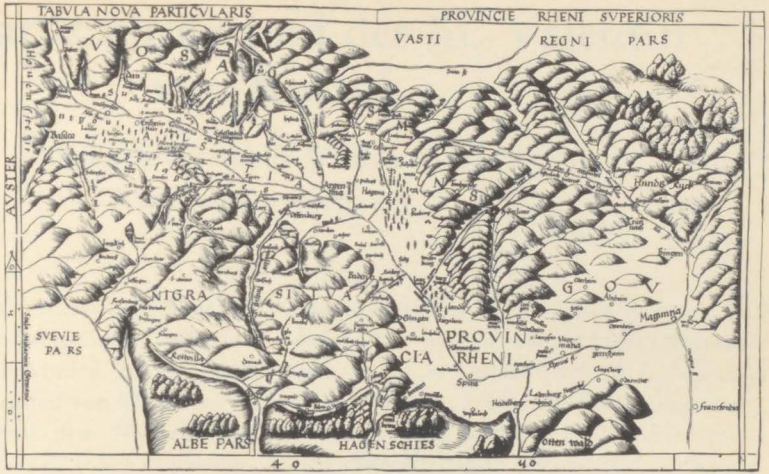


Fabeltiere und Menschenfresser in der Neuen Welt (Terra Nova)  
Ausschnitt aus der Carta Marina von 1516



Erste kartographische Darstellung des Oberrheingebietes durch Waldseemüller

(in Straßburger Ptolemäus 1513)



Karte 1

weit in die Neuzeit hinein auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Kartographie bahnbrechend und wegweisend gewirkt. Die starke Beachtung, die Waldseemüllers Weltkarte von 1507 gefunden hat, und ihre massenhafte Nachahmung haben entscheidend dazu beigetragen, daß der Name „Amerika“ dank seinem Namensentwurf für alle Zeiten überliefert wurde. Obwohl die Karte nun bald ein halbes Jahrtausend alt, in wissenschaftlich-geographischer Genauigkeit und drucktechnischer Hinsicht längst überholt und verbessert ist, ragt sie mit ihrem historischen Namensentwurf dennoch weit über ihren kartographischen Wert hinaus und ist für uns heute von geradezu säkularer Bedeutung. Aus der persönlichen Freundschaft eines Freiburgers und eines Elsässers, aus dem gemeinsamen wissenschaftlichen Streben und der engen Zusammenarbeit zweier gelehrter Humanisten von diesseits und jenseits des Rheins ist der Name Amerika entstanden. Oder allgemeiner formuliert: Aus dem Herzen Europas, aus der Alten Welt hat die Neue Welt ihren Namen empfangen. Von den vielschichtigen und differenzierten geistesgeschichtlichen Vorausset-

zungen und Grundlagen her gesehen, die schließlich zur Entstehung des Namens Amerika geführt haben, darf man doch wohl ohne Überheblichkeit sagen, daß die ganze Elite unserer oberrheinischen Humanisten in irgendeiner Weise daran Anteil hat.<sup>2)</sup>

*Martinus Waldseemüller  
abstr. Tharvonyus abstr.  
vel velle p. v. v. v.*

Waldseemüllers Namenszug

<sup>1)</sup> Prof. Dr. Günther Haselier in: „USA und Baden-Württemberg in ihren geschichtlichen Beziehungen, Beiträge und Bilddokumente.“ Hsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein e. V. Stuttgart, Stuttgart 1976, S. 7

<sup>2)</sup> Quellen und Schrifttum: siehe Zeitschrift „Erdkunde“, Archiv für wissenschaftliche Geographie, Band XIII, Lfg. 3, 1959, S. 178 ff, Bonn.

*Die Welt*

*ist bunt und rund und schön,  
auch häßlich, dreckig und gemein.  
Entscheide Dich, wo Du willst steh'n  
und wessen Zeitgenosse sein.*

*Helmut Steinbach*

# Reinhardsachsen und der hl. Valentin von Rufach

Fränkisch-elsässische Wallfahrtsstudien

*Peter Assion, Freiburg in Br.*

Vor einigen Jahren ist in dieser Zeitschrift von einer kleinen Wallfahrtskapelle im badischen Frankenland gehandelt worden, bei Reinhardsachsen (heute ein Stadtteil von Walldürn) im Odenwald gelegen und dem Nothelfer St. Erasmus zugeeignet<sup>1)</sup>. Es hatte sich damals herausgestellt, daß Erasmus erst nachträglich zum Kapellenpatron geworden war und Valentin Müssig, der Stifter des kleinen Heiligtums, dieses eigentlich seinem Namenspatron zugeeignet hatte: dem hl. Valentin von Terni, dem besonderen Helfer gegen die Fallsucht (Epilepsie). Denn die älteste urkundliche Nachricht, eine Notiz in den Reinhardsachsener Kirchenrechnungen 1739/40, bezeichnet den 1727 erstellten Bau noch eindeutig als Valentinskapelle, und dazu wollte eine Heiligen-Darstellung im Inneren der Kapelle passen, ein spätgotisches Holzrelief, das über dem Martyrium des hl. Erasmus gesondert einen heiligen Bischof mit zwei „gefallenen“ Kranken zu Füßen zeigt: offenbar den hl. Valentin. Freilich wich diese Darstellung von den üblichen Valentinsbildern auch ab. Während der Heilige gewöhnlich nur durch einen Kranken charakterisiert ist<sup>2)</sup>, sind ihm hier zwei beigegeben, und dazu umknien ihn noch drei hilfeschuchende Votanten. Letzte Zweifel an der damals gegebenen Bildinterpretation aber sind nun ausgeräumt, nachdem sich die graphische Vorlage zu dem Relief gefunden hat. Von diesem Fund ist nachfolgend zu berichten. Er ließ nicht nur weitere Rückschlüsse zur Geschichte der Erasmuskapelle bzw. ihrer wichtigsten Ausstattungsstücke zu, sondern führte auch auf die Spur einer anderen, sehr viel bedeutenderen Wallfahrt, die ihren Mittelpunkt zu Rufach im Oberelsaß hatte, einer im Mittelalter

sehr bedeutenden Stadt südlich Colmars, und die von hier aus auch auf die andere Rheinseite und (was u. a. Reinhardsachsen zu bezeugen vermag) weit ins Fränkische hinein ausgestrahlt hat. Auch diese Wallfahrt ist dem öffentlichen Bewußtsein fast ganz entschwunden und verdient es erst recht, wissenschaftlich behandelt zu werden.

## 1. Ein Nachwort zur St. Erasmuskapelle

Im Anschluß an die damalige Veröffentlichung über die St. Erasmuskapelle kam zunächst eine weitere Gründungssage neu ans Licht. Rudolf Vierengel fand sie in der handschriftlichen Chronik „Miltenberg im 19. Jahrhundert“ (abgeschlossen 1910) des Miltenberger Bürgermeisters Jakob Josef Schirmer, und er teilte danach mit, die Kapelle sei erbaut worden „an Stelle eines Bildstockes zu Ehren des hl. Erasmus, welchen 150 Jahre früher, im 16. Jahrhundert, Wallfahrer aus Köln errichten ließen zur Danksagung einer auf den Tod erkrankten adeligen Frau, welche durch schlechtes Wasser an dieser Stelle erkrankte und auf die Fürbitte des hl. Erasmus, der als Helfer bei Unterleibsleiden verehrt wurde, wieder genas“ (Schirmer)<sup>3)</sup>. Von allen Sagen hat diese Geschichte jedoch am wenigsten Wahrscheinlichkeit für sich. Pilger aus der Kölner Gegend kommen zwar noch heute auf ihrer Fußwallfahrt nach Walldürn an der Kapelle vorbei und erweisen sich auch immer wieder als besondere Wohltäter des kleinen Heiligtums<sup>4)</sup>. Wie erst neuerdings erhärtet wurde<sup>5)</sup>, handelt es sich jedoch um eine Prozession, die frühestens seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach Walldürn zieht und für die



Spätgotisches Holzrelief des hl. Valentin von Rufach  
(jetzt Museum Walldürn)

Foto: P. Assion

Begründung des Reinhardsachsener Erasmuskultes nicht in Anspruch genommen werden kann. Sodann widerspricht jene Sage ganz offensichtlich dem historischen Befund, der eine ursprüngliche Valentinskapelle ansetzen ließ. Im Grunde projiziert die Erzählung Tatbestände des 18./19. Jahrhunderts (Kapellenpatronat, Anteilnahme der Kölner Wallfahrer) weit in die Vergangenheit zurück und charakterisiert damit nur eine Spätzeit und deren literarisch-historisierenden Tendenzen. Ob die Sage je volksläufig war oder in der zitierten Form nur als erdichtete oder ausgestaltete Buchsage existiert hat, muß offen bleiben. Jedoch belegt sie, wie sehr Erasmus, der Helfer bei Unterleibsleiden, das Denken all derjenigen beherrschte, die sich mit der Kapelle beschäftigten.

Von größerem Gewicht ist hingegen, was Rudolf Vierengel 1955 von Hermann Farrenkopf (genannt „Müssigs Hermann“), dem damaligen Kapellenpfleger (inzwischen verstorben), erzählt bekam: „1726 wurde in Reinhardsachsen die Kirche gebaut; vom Baumaterial scheint einiges übrig geblieben zu sein. Der damalige Bürgermeister Valentin Müssig erwarb das restliche Baumaterial und erbaute damit im Jahre 1727 an der Wallfahrtsstraße die Erasmuskapel-

le. Seitdem sah jeder Besitzer des Gutshofes jenes Bürgermeisters Müssig es als seine Pflicht an, für die Kapelle zu sorgen und den Schlüssel ihrer Türe zu verwahren“<sup>6</sup>). Hier hat die Familientradition zweifellos Richtiges bewahrt, wie der Vergleich mit den Ergebnissen der historischen Untersuchung und mit mündlichen Überlieferungen ähnlicher Art zeigt<sup>7</sup>). Tatsächlich ist der Kapellenbau mit der Errichtung einer neuen Pfarrkirche in Reinhardsachsen in Zusammenhang zu bringen: als private Stiftung jenes Valentin Müssig, der sich als Heiligenpfleger dazu Ausstattungsstücke zu verschaffen wußte, die höchstwahrscheinlich aus dem abgerissenen Altbau stammten. Gemeint ist die genannte Relieftafel und ihr Gegenstück mit den Martyrien des hl. Stephanus und des hl. Laurentius, offensichtlich Teile eines spätgotischen Schreinaltares. Aber auch in der Stifterfamilie war, so bestätigt der zitierte Bericht, die Erinnerung an St. Valentin restlos erloschen. Wohl schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war aus der Valentins- eine Erasmuskapelle geworden<sup>8</sup>).

Diese Geltung der Kapelle bestätigt für die jüngste Zeit zusätzlich Max Walter. Im Nachlaß des 1971 verstorbenen Odenwälder Volkskundlers, der von der Universität Würzburg in einem eigenen „Max-Walter-Archiv“ (Deutsches Seminar/Volkskundliche Abteilung) verwahrt wird, fanden sich auch Aufzeichnungen zur Erasmuskapelle. Als Bau, der größer ist als die sonst üblichen Feldkapellen und außerdem reicher ausgestattet, hatte sie wiederholt Walters Aufmerksamkeit beansprucht, so daß Notizen aus den Jahren 1948, 1954, 1959 und 1961 vorliegen. Walter bestätigt, daß die Kapelle „vielfach von Leuten aus der näheren und weiteren Umgebung bei Magen- und Darmleiden aufgesucht wird“; diese konnten noch 1948 durch ein Loch neben der verschlossenen Tür ihr Opfer in den Opferstock werfen (MWA 26/50)<sup>9</sup>).

Von erlangter Hilfe kündete ein 1959 noch vorhandenes, später durch andere Votive verdrängtes Danktäfelchen mit der Aufschrift:

„hl. Erasmus hat geholfen. Ein Weilbacher 1931“ (MWA 26/51). Dies ist zugleich ein Beleg zum Einzugsbereich der Kapelle. Wie sich um 1900 Amorbacher Frauen zusammentaten, um betend über Neudorf und Reichartshausen zur Erasmuskapelle zu ziehen, hat Max Walter dazu nach den Angaben eines älteren Amorbacher Gewährsmannes notiert (MWA 26/53). Ferner berichtet er aus Reichartshausen, daß die Einwohner dieses Höhendorfes früher am Nachmittag des Fronleichnamstages zur Kapelle zu gehen pflegten und daß es dann dort sogar Bier und Wurst gab (MWA 26/51). Als markantes Bauwerk war die Erasmuskapelle im weiteren Umkreis geläufig, wie auch durch zwei Sagen bezeugt wird, die bei der Kapelle einen Schatz begraben sein lassen (MWA 26/54 und 26/55)<sup>10</sup>. Eine gründliche Renovierung war 1961 erfolgt. Was Walter nicht mehr erlebte, sind folgende, hier chronologisch anzureihende Ereignisse: nachdem im Herbst 1970 von unbekannten Tätern das Altarbild geraubt worden war, blieb die Kapelle unverschlossen, so daß auch die älteren Heiligenfiguren entwendet wurden. Die große Himmelskönigin war jedoch im Rathaus zu Reinhardsachsen sichergestellt worden. Dies geschah im Februar 1972 auch mit den beiden Relieftafeln, die auf Vorschlag der Museumsleitung ins Heimat- und Wallfahrtsmuseum Walldürn verbracht wurden, während die Kapelle originalgetreue Nachbildungen erhielt. Im Mai 1975 wurden bei einem erneuten Einbruch auch diese Kopien gestohlen<sup>11</sup>. Es zeigt sich, daß der stark angewachsene Verkehr nicht nur das Wallfahrtsleben stört, sondern die Kapelle auch dadurch gefährdet, daß er sie der Beutegier zeitgenössischer Kunstdiebe aussetzt. Für 1976 ist gleichwohl eine erneute Renovierung geplant.

Zu den nun im Walldürner Museum gesicherten Tafeln fanden sich bei Max Walter keine neuen Aufschlüsse<sup>12</sup>. Wohl aber stützte unverhofft ein Zufallsfund die Deutung der letzten noch bezweifelbaren Szene und erlaubte, diese ganz genau zu bestimmen: nicht nur der hl. Valentin ist es, der sich im oberen Feld der einen Tafel



*Elsässisches Wallfahrtsbildchen des hl. Valentin von Rufach, um 1480*  
Repro: Hensel

dargestellt findet, sondern der hl. Valentin, wie er einst zu Rufach im Elsaß verehrt wurde. In ihrem großen Faksimile-Band mit „Pestblättern des XV. Jahrhunderts“ reproduzieren Paul Heitz und W. L. Schreiber neben anderen Andachtsbildchen und Gebetszetteln aus Pestzeiten auch einen elsässischen Holzschnitt von etwa 1480 mit dem Bildnis des hl. Valentin<sup>13</sup>. Der Einblattdruck (9 x 12,5 cm) zeigt den Heiligen aufrecht stehend, die rechte Hand segnend über zwei liegenden Kranken erhoben, während im Hintergrund ein kniendes Paar mit Opfergaben zu sehen ist (siehe Abbildung anbei). Am oberen Bildrand steht zu lesen: „Sant valentin bit got fur vns zu rufach“. Der Heilige ist damit eindeutig bezeichnet, und da die Bildkomposition bis in Einzelheiten hinein derjenigen der Reinhardsachsener Tafel entspricht, darf die Aufschrift auch auf das spätgotische Holzrelief bezogen werden. Wie oft in der bildenden Kunst zu beobachten, hat der Bild-

schnitzer eine gedruckte Vorlage benutzt und nach dieser seine Tafel geschaffen, und bei dieser Vorlage hat es sich ganz offensichtlich um jenes Bildchen oder eine danach geschaffene Kopie gehandelt. Das Relief zeigt den Heiligen in gleicher Haltung und gibt ihm ebenfalls zwei liegende Kranke (statt der sonst üblichen Einzelfigur) bei. Außerdem findet sich das rechts kniende Paar wieder, und der bärtige Mann trägt gleichfalls ein Kreuz. Als wichtigste Änderung der Vorlage ist zu vermerken, daß der Heilige in die Bildmitte versetzt wurde: wohl um ihn noch stärker als Hauptfigur herauszustellen, während das Bildchen ihn mehr zu den anderen Figuren in Beziehung setzt, als einen (von mehreren) Mitwirkenden einer Bitt- und Heilungsszene. Aus kompositorischen Gründen machte diese Änderung dann aber die Hinzufügung eines weiteren Votanten erforderlich, um die (sonst leere) linke Bildecke zu füllen. Dieser Votant hält ein Haus auf dem Arm. Offenbar hat der Schnitzer damit den undeutlichen Gegenstand präzisiert, den auf seiner Vorlage zusätzlich der Kreuzträger in Händen hält. Überhaupt zeigt sich der Schnitzer dem Verfertiger des primitiven Holzschnittes überlegen: indem er nicht nur souverän die Bildkomposition weiterentwickelt, sondern auch die Details (Gesichter, Faltenwurf der Kleider) sehr viel feiner ausarbeitet. Unwichtiges oder ihm Unverständliches ließ er weg.

So fehlen auf dem Relief das unten sichtbare Wappen, die beiden Tierfiguren, die von den Votanten getragenen und die darüber hängenden Gegenstände. Mit all diesen Darstellungen wußten auch Heitz und Schreiber nichts anzufangen. Sie lassen sie unerklärt bzw. mißdeuten das Schwein vorne links als Heiligenattribut und Hinweis auf ein mögliches Pestpatronat des hl. Valentin: „In erster Linie galt er (= St. Valentin) als Schützer gegen die Epilepsie, die deswegen vielfach ‚Veltins Krankheit‘ genannt wurde, doch soll er auch gegen die Pest angerufen worden sein . . . Die am Boden liegenden Körper scheinen auf die letztere Krankheit (= Epilepsie) zu deuten, während das Schwein, das

sonst den hl. Antonius zu begleiten pflegt, an die Pest denken läßt“<sup>14</sup>). Versäumt wurde, auch auf die Lokalisierung „Rufach“ näher einzugehen und sich bewußt zu machen, daß diese elsässische Stadt seinerzeit ein vielbesuchter Wallfahrtsort war. Von diesem Tatbestand her muß das Schwein und das andere Tier, das wohl ein nicht ganz geglücktes Schaf<sup>15</sup>) darstellt, als lebendes Tieropfer gedeutet werden. Solche Opfer, vor allem von Landleuten zum Gnadenort gebracht und den Wallfahrtskustoden überreicht, waren damals und auch später noch an Wallfahrtsorten vielfach üblich. Leicht verständlich wird so auch das Huhn, das die kniende Votantin im Arm hält. Und Opfergaben sind auch die weiteren Gegenstände: das Kreuz, wohl von Silber<sup>16</sup>), und das Päckchen, wohl ein Pfund Wachs, die von dem Mann dargebracht werden. Darüber (in St. Valentins Kapelle) hängen entsprechend schon früher geopfert Kreuze und weitere Votivgaben (geformtes oder ungeformtes Wachs). Alle diese Einzelheiten machen dem Betrachter bewußt, daß er hier nicht eine allgemeine Darstellung des hl. Valentin vor sich hat, sondern ein Bildchen, das von einer bestimmten Valentinswallfahrt kündigt und für deren Besuch werben wollte. Mit dem Wappen hat offenbar der besondere Förderer dieser Wallfahrtsbestrebungen signiert.

Die Reinhardsachsener Tafel zeugt – auch ohne diese Einzelheiten – von der Wirkung dieser Wallfahrtswerbung. Da mit Sicherheit das Werk eines fränkischen Bildschnitzers, ist sie den anderen Belegen aus Franken (vgl. unten) an die Seite zu stellen, in denen sich die von Rufach ausgegangenen Frömmigkeitsimpulse auch jenseits des Rheines spiegeln. Leider ist ihre Geschichte von der barocken Wegkapelle nur bis in die alte Reinhardsachsener Kirche zurückzuverfolgen, nicht auch in die Werkstatt ihres Meisters. Folgendes aber scheint immerhin denkbar: da die Rufacher Wallfahrt von Benediktinern geleitet wurde und andererseits in Reinhardsachsen das Benediktinerkloster des nahen Amorbach<sup>17</sup>) die Herrschaft über Grund und Kirche hatte, könnte es ein reisender oder



danach angefertigte jüngere Kopien<sup>21</sup>) – dar, war Rufach doch der weithin berühmte Wallfahrtsort für die Fallsüchtigen. Es scheint, daß die Rufacher Wallfahrtswerbung geradezu einen neuen Bildtypus St. Valentins eingeführt hat, denn auch in der Martinskirche in Oberwiesel findet sich als Fresko aus der Zeit um 1500 eine Darstellung des Heiligen, die sich von einem jener kleinen Andachtsbilder herzuleiten scheint. Auch dort segnet St. Valentin als bartloser Bischof, in der Linken den Bischofsstab, einen liegenden Kranken, während rechts ein Votant mit einem Opferhuhn kniet<sup>22</sup>). Buch und Schwert aber, die sonst oft dem Heiligen beigegeben sind<sup>23</sup>), fehlen. Solche Funde zeigen offensichtlich, daß St. Valentin von Terni dem deutschen Spätmittelalter zum St. Valentin von Rufach geworden war, ohne daß mit den entsprechenden Bildern auch die Kenntnis von deren Ursprung überdauert zu haben braucht. Bestätigt wird diese Schlußfolgerung durch den literarischen Befund, daß spätestens im 16. Jahrhundert „von Rufach“ allgemein zu einem festen Namensbestandteil des hl. Valentin geworden war (vgl. unten).

Die sichtbar gewordenen Querverbindungen Rufach-Amorbach-Reinhardtsachsen aber sind für die genannten Relieftafeln noch in weiterer Beziehung bedeutsam, denn nun scheint deren letzte Herkunft auf den Einflußbereich des Klosters Amorbach eingeschränkt. Vielleicht sind sie sogar in der Stadt Amorbach selbst geschaffen worden, bedenkt man weiter, wie es seinerzeit um das Kunsthandwerk im Frankenland bzw. im hinteren Odenwald bestellt war. Im 15. Jahrhundert begegnet dort die tüchtige Baumeister- und Steinmetzenfamilie der Eseler, die – von Mainz her zugezogen – mit mehreren Mitgliedern auch in Amorbach ansässig war und sich in der weiteren Umgebung mit kirchlichen und profanen Bauten einen Platz in der Kunstgeschichte gesichert hat<sup>24</sup>). Es ist denkbar, daß ein Mitglied dieser Sippe (etwa ein Sohn oder Schwiegersohn von Nikolaus Eseler d. Ä.) als Bildschnitzer tätig war, so daß die Familie auch die Innenausstattung ihrer Kir-

chen-Neubauten übernehmen konnte. Auf diesen Gedanken könnte man etwa beim St. Martins- und St. Veitskirchlein in Steinbach bei Mudau (1494 erbaut, 1514 erweitert) kommen. Es wurde zur Zeit seiner Erweiterung mit einem Schreinaltar geziert<sup>25</sup>), dessen Herkunft unbekannt ist, der aber in seiner derben, steifen Art für einen ländlichen Meister der Gegend spricht. Vergleicht man die Seitenflügel dieses Altares – sie zeigen Szenen aus dem Leben Jesu – mit den Reinhardtsachsener Tafeln, so könnte man versucht sein, beide Altäre dem gleichen Meister zuzuschreiben und aus diesem Befund eine zusätzliche Bestätigung für die Vermutung eines Amorbacher Bildschnitzers aus der Eseler-Sippe abzuleiten. Den Reinhardtsachsener Altar, von dem sich nur die Seitenteile erhielten, hätte man sich ähnlich wie den Steinbacher vorzustellen, so wie sich auch beide Kirchen dem Typ nach entsprochen haben dürften. Doch es ist zu unterstreichen, daß dies vorerst nur Mutmaßungen sind, zu denen sich vielleicht noch nach archivalischen Studien weitere Erkenntnisse einstellen. Auf diesem Wege hat sich bereits die Herkunft der gotischen Statuen von St. Barbara und St. Katharina klären lassen, die sich heute noch in der (barocken) Reinhardtsachsener Kirche befinden: sie sind aus der älteren Walldürner Wallfahrtskirche entlehnt worden und mochten, da von guter Qualität, auch noch dem Geschmack des 18. Jahrhunderts genügt haben<sup>26</sup>), während diese Zeit für die derberen Relieftafeln keine Verwendung mehr zu haben schien.

Wohl aber kannte Kirchenpfleger Müssig damals noch deren alte Bedeutung, vor allem die des Valentinsbildes, und so rettete er sie in seine Valentinskapelle, ja gab ihnen dort sogar einen bevorzugten Platz, denn der sonst in Zeit und Gegend ungewöhnliche dreiseitige Choranbau seiner Kapelle läßt sich wohl damit erklären, daß Seitenflächen zu optisch günstiger Platzierung der Tafeln geschaffen werden sollten. Warum dann dennoch die Erinnerung an St. Valentin (und zumal an Rufach) verblaßt ist und der Ort zum Erasmus-Heiligtum wurde, war

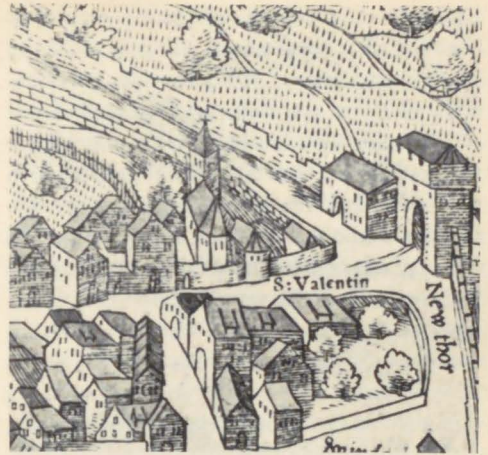


ausführlich Gegenstand unserer früheren Untersuchung<sup>27)</sup>.

## 2. Die Valentinswallfahrt zu Rufach im Elsaß

Die Geschichte der Wallfahrt zum hl. Valentin von Rufach ist, abgesehen von verstreuten Mitteilungen, bisher noch ungeschrieben, obwohl sie zweifellos den großen europäischen Wallfahrten zuzurechnen ist und im Spätmittelalter internationale Geltung besessen hat. Als Maternus Berler (1487–1575), bekannter Pfarrer von Geberschweier, zwischen 1510 und 1515 im elterlichen Hause in Rufach seine elsässische Chronik abfaßte, stellte zwar er schon nach vorausgegangenen Archivstudien eine Reihe wichtiger Nachrichten zu der Wallfahrt und zum Rufacher Benediktinerpriorat St. Valentin zusammen<sup>28)</sup>. Erst Theobald Walter aber, der verdiente Archivar, Lehrer und auch spätere Bürgermeister Rufachs, setzte um 1900 diese Arbeit fort<sup>29)</sup>, ohne freilich seine Quellenfunde in größere Zusammenhänge, z. B. der Frömmigkeitsgeschichte, einzuordnen. Dies versuchte dann 1925 Lucian Pflieger<sup>30)</sup>. Was jedoch immer noch aussteht, ist eine Wallfahrts-geschichte, die Rufach nicht isoliert betrachtet, sondern als Mittelpunkt einer (noch kaum in Umrissen sichtbaren) Kultlandschaft, als Ziel-punkt für Hilfesuchende und Pilger, deren Herkunft und Motivation einmal systematisch nachgefragt werden sollte. Dazu können nachfolgend nur erste Hinweise gegeben werden, wie sie sich bei kritischer Sichtung der bisher gesammelten Fakten und bei deren Ergänzung ergaben.

Während Rufach den früheren Hauptanziehungspunkt seiner Wallfahrt, die reliquiar gefaßte Hirnschale des hl. Valentin, heute noch besitzt, ist das Benediktinerpriorat St. Valentin, der frühere Aufbewahrungsort, längst aufgelöst und abgerissen, und auch die Wallfahrt besteht nicht mehr. Offenbar war deren Entwicklung eng mit den Geschicken des Priorates verknüpft, und Maternus Berler bezeugt das auf seine Weise, wenn er Reliquie, Priorat und



Das Rufacher Priorat St. Valentin mit Kloster- und Wallfahrtskirche beim Neutor. Ausschnitt aus Seb. Münsters Gesamtansicht

Repro: Hensel

Wallfahrt in engen Kausalzusammenhang bringt. In seiner Chronik überliefert er die folgende, wohl schon im 15. Jahrhundert gültige Gründungssage des Priorates: Drei Benediktinermönche aus dem Kloster Casia erhielten bei einem Rom-Besuch im dortigen Kloster der hl. Praxedis auf inständiges Bitten hin vom Leib des hl. Valentin das Haupt des Heiligen. Hocherfreut zogen sie heimwärts. Auf dem Weg durch das Elsaß gelangten sie auch nach Rufach, doch zu so später Stunde, daß die Stadttore schon geschlossen waren und sie auf freiem Felde am Hügel unterhalb der Isenburg nächtigen mußten. Als sie morgens weiterziehen wollten, stellten sie zu ihrem Erstaunen fest, daß sich das Valentinshaupt nicht mehr von der Stelle bringen ließ. Die Nachricht von diesem Vorfall durchlief bald die ganze Stadt, und man sah in dem Wunder einen himmlischen Fingerzeig, daß ebenda eine Kapelle gebaut werden sollte. Die ersten Krankenheilungen ereigneten sich, „darnach von miracklen die da selbst teglich geschuhen, ward ein herlich closter gebuwet“<sup>31)</sup>. Dies soll im Jahre 1001 mit Erlaubnis des Bischofs Alawich von Straßburg geschehen sein.

Es liegt hier das typische Ursprungsmirakel einer Wallfahrt vor, wie es ähnlich auch von Thann und weiteren Reliquien- und Gnadenbildwallfahrten nicht nur des Elsasses bekannt ist. Während jedoch schon Walter und weitere Autoren<sup>32)</sup> sich über diese Tatsache klar waren und keine weiteren Folgerungen aus der Geschichte ableiteten, ließ sich Pfleger durch die stimmig scheinende Datierung zu der Ansicht verleiten, mit Berler sei zumindest eine Übertragung der Reliquie und erste Klostergründung für das Jahr 1001 anzusetzen<sup>33)</sup>. So erkläre es sich auch, daß in der erst von 1183 stammenden Gründungsurkunde des Klosters, die für Pfleger eine Wiedergründung nach vorausgegangener Zerstörung dokumentiert, St. Valentins Haupt nicht genannt werde: da die Reliquie schon vorhanden war, brauchte sie nicht mehr eigens erwähnt werden<sup>34)</sup>. Wahrscheinlicher ist indessen, daß Berler eine mündliche Überlieferung von geringer Zuverlässigkeit mit Lesefrüchten (Regierungszeit des Bischofs Alawich) ausgeschmückt hat und daß die Urkunde von 1183 gerade das Gegenteil bezeugt: St. Valentins Haupt war damals noch nicht in Rufach, sonst wäre das in der Tat, um mit Pfleger zu sprechen, „in der sehr ausführlichen Urkunde von 1183 sicher vermerkt gewesen“. (Berler selbst war diese Urkunde offenbar noch unbekannt).

1183 wurde – ohne daß über eine Vorgeschichte weiter spekuliert zu werden braucht – von Bischof Heinrich von Straßburg als dem Landesherrn Rufachs das genannte Kloster gegründet. In diesem Jahr erteilte der Bischof einigen Mönchen vom Benediktinerkloster S. Maria de campis bei Metz die Erlaubnis, sich zu Rufach unterhalb der bischöflichen Festung Isenburg anzusiedeln, und er legte deren Rechte und Pflichten fest<sup>35)</sup>. In der Gründungsurkunde wird weiter ausgesagt, daß die Mönche „cum reliquiis gloriose Virginis Marie et aliorum venerabilium sanctorum“ nach Rufach gekommen seien<sup>36)</sup>; von Valentinsreliquien ist (noch) nicht die Rede, und so ist es auch nur folgerichtig, daß die erste Klosterkirche, die eine zweite bischöf-

liche Urkunde der Spendenbereitschaft der Gläubigen anempfahl<sup>37)</sup>, der Gottesmutter geweiht wurde. Das Kloster aber hatte anfangs Johannes den Täufer zum Patron, denn als 1299 der Bischof von Basel, dem Rufach diözesan unterstellt war, seine Einwilligung gab, das Kloster in die Innenstadt (an die Stelle einer alten Margarethenkapelle) zu verlegen, wurde es als „monasterium s. Joannis Baptiste“ bezeichnet<sup>38)</sup>. Der Ortswechsel war erforderlich geworden, weil die Niederlassung am alten Platz die militärische Sicherheit der Isenburg gefährdete. (Die Burg heute, nach einem unvollendet gebliebenen Neubau-Versuch des 17. Jahrhunderts, ebenfalls stark verändert.)

Schon 1308 aber, im Zusammenhang mit Rechtsanordnungen gegenüber der Kurie, lesen wir vom Kloster St. Valentin<sup>39)</sup>, und beim „monasterium“ bzw. „prioratus sancti Valentini“ (da es zusammen mit dem übergeordneten Stammhaus zu Metz der Abtei Chézy-sur-Marne unterstellt war) blieb es auch für die Folgezeit. Mit der Umsiedlung war offenbar auch der Klosterpatron gewechselt worden. Ob nun hierzu eine neu aufgetauchte Reliquie des italienischen Heiligen die Veranlassung gegeben hatte, ist ungeklärt. Auch wenn gesicherte Nachrichten zu der Reliquie erst seit dem 15. Jahrhundert vorliegen, ist man versucht, das erstere anzunehmen und – wenn auch als Frühbeleg – mit der aufblühenden Valentinsverehrung in Zusammenhang zu bringen. Erste Spuren dieser Verehrung finden sich nördlich der Alpen in den Martyrologien des Rhabanus Maurus (9. Jahrhundert) und des Wiener Bischofs Ado (11. Jahrhundert) in der Stiftsbibliothek des Klosters St. Gallen. Im Elsaß gab es schon 1205 eine weitere Valentinsreliquie: den Finger des Heiligen in der Kapelle zu Bühl bei Gebweiler<sup>40)</sup>. 1220 soll die Kapelle im damals bischöflich gewordenen Schloß Girbaden (Unterelsaß) ihr Valentinspatrozinium erhalten haben<sup>41)</sup>, und von 1300 datiert ein Ablassbrief, der den Besuch des Straßburger Jung-St.-Peterstiftes u. a. am Valentinstag mit einem Ablass auszeichnete<sup>42)</sup>. Eine gewisse Förderung des Va-

lentinskultes scheint demnach von Straßburg ausgegangen zu sein, wo es später auch einen „Veltinshof“ mit eigener Kapelle gab (seit ca. 1350), und die Benediktiner zu Rufach könnten diesen Tendenzen entsprochen haben, indem sie in ihrem Kloster das „Valentinshaupt“ präsentierten. Dabei ist denkbar, daß eine der bereits 1183 genannten Reliquien entsprechend interpretiert oder uminterpretiert wurde. Jedoch auch an einen Neu-Erwerb ist zu denken, wobei Ordensbeziehungen (nach Metz usw.) eine Rolle gespielt haben könnten. Auffällig ist, daß sich auch die Abtei Jumièges rühmte, das Valentinshaupt zu besitzen. Leider gilt diese Reliquie seit der französischen Revolution, die das Kloster zerstörte, als verschollen, so daß sich nicht unmittelbar überprüfen läßt, ob von jenem Schädel ein Teil, eben die zu Rufach noch vorhandene Hirnschale, in die elsässische Stadt verbracht worden ist<sup>43</sup>). Dort ist zwar öfter ebenfalls vom „Haupt“ die Rede, doch als Augenzeuge aus älterer Zeit schränkt Maternus Berler die Reliquie zum „hyrn sanct Valentinie“ ein, gleichzeitig den Umstand bezeugend, daß dieses „wunderbarlich noch frisch unverzert anno CCLV von synem liep abgeschlagen bitz uff diese zitt verplieben war“<sup>44</sup>). Heute sind – in einer Reliquienbüste späten Datums – nur mehr Knochenteile anzutreffen, und zwar zwei größere, auseinandergebrochene Stücke einer menschlichen Hirnschale.

Im übrigen dürfen Berlers Angaben nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich bei der Rufacher Kult-Innovation tatsächlich um die Verehrung jenes Valentin gehandelt hat, der von allen Heiligen dieses Namens der populärste war: St. Valentin von Terni, Bischof dieser Stadt zu frühchristlicher Zeit, in Rom gemartert und enthauptet, von seinen Schülern bei Terni beigesetzt, am 14. Februar alljährlich von der Kirche besonders verehrt<sup>45</sup>). Da die Legende diesem Heiligen auch die Heilung eines verkrüppelten Knaben, des Sohnes des Rhetors Kraton in Rom, zuschrieb, galt er der mittelalterlichen Christenheit als der große himmlische Helfer bei körperlichen Verunstaltungen und insbe-

sondere bei der Fallsucht<sup>46</sup>), die deshalb auch „Veltins Weh“, „sant Veltens Krankheit“, „die siechtage sant Veltin“ usw. genannt wurde. Dieses Fallsucht-Patronat soll ihm allerdings erst in Deutschland zugewachsen sein, weil hier der Name „Valentin“ mit „fallen“ in Zusammenhang gebracht werden konnte; eine volkstümliche Namensausdeutung habe hier dazu geführt, St. Valentin gegen die Epilepsie anzurufen<sup>47</sup>). Dazu paßt, daß gerade in Deutschland die Valentinslegende noch üppig weitergedichtet und um die Episoden bereichert wurde, daß Valentin selbst fallsüchtig gewesen sei und daß er schon zu Lebzeiten viele Fallsüchtige geheilt und bekehrt habe: so die Überlieferung des rheinischen, gleichfalls schon mittelalterlichen Valentinswallfahrtsortes Kiedrich<sup>48</sup>). Und von St. Valentin von Terni ging das Fallsucht-Patronat dann auch auf St. Valentin von Passau, den rätischen Wanderbischof, über, der vom 15. Jahrhundert wie sein Namenskollege dargestellt wird und seinen Wallfahrtsort für Epileptiker in Diepoldskirchen in Niederbayern hat<sup>49</sup>).

Wenn Berler nun davon spricht, daß die Rufacher Reliquie aus Rom gekommen sei, so scheint er einen dritten hl. Valentin zu meinen. Tatsächlich leitet sich eine weitere Valentinstradition von einem römischen Märtyrerkult her, der nur einen einfachen Priester dieses Namens kannte, mit einem Grab in Rom, aber mit dem gleichen Gedenktag (14. Februar). Durch die *Legenda aurea* war dieser Valentin dem Elsaß sogar bekannter, als der hl. Valentin von Terni, denn die große Legendensammlung, die 1362 in Straßburg ins Deutsche übersetzt worden war und im Elsaß, in der Schweiz und auch rechts des Rheines starke Verbreitung fand, weiß nur von St. Valentin dem Priester<sup>49a</sup>). Diese Tradition mischte sich aber immer wieder mit den Berichten und Erzählungen von St. Valentin von Terni, wie in Rufach am deutlichsten die bildlichen Darstellungen des Wallfahrtsheiligen bezeugen: schon jenes oben beschriebene Bildchen zeigt ihn ja als Bischof. Zu Berlers Zeit wurden beide Heilige zweifellos für identisch

gehalten, und nur historisches Interesse hob gelegentlich noch den einen oder den anderen Überlieferungsstrang neu ans Licht. Die moderne hagiographische Forschung hat nun von eigenem Ansatz her bestätigt, daß die Traditionsmischung zu recht geschah. Jener römische Valentinskult gilt ihr (trotz eigener Passio und gesondertem Heiligengrab) als Ableger jenes Kultes von Terni, seit dem 4. Jahrhundert nach Rom übertragen und hier verselbständigt<sup>50</sup>). Die Echtheit der Rufacher Reliquie, sollte sie letztlich tatsächlich aus Rom gekommen sein, ist damit freilich nicht gesichert. Doch ist es für die Wallfahrtsforschung weniger wichtig zu wissen, was ein Kultobjekt tatsächlich gewesen ist, als zu überblicken, wofür es zu seiner Zeit gegolten hat. Und da ist das eigentlich Interessante, daß Rufach als Zufluchtsort für Epileptiker gerade die Hirnschale St. Valentins vorweisen konnte: als Heiltum für eine Krankheit, die schon dem Altertum und auch dem scholastischen Mittelalter als organische Gehirnkrankung galt<sup>51</sup>). War mit der Präsentation dieser Reliquie von Anfang an beabsichtigt, einen speziellen Gnadenort für Fallsüchtige zu begründen? Ähnliches kennt man tatsächlich auch von anderen Heiligen und ihren Verehrungsstätten<sup>52</sup>). Falls das in Rufach ganz bewußt unter Bezugnahme auf St. Valentin geschehen wäre, dann trüge der dortige Kult zugleich Wesentliches zur Beantwortung der noch offenen Frage bei, seit wann genauer St. Valentin als Fallsucht-Patron verehrt worden ist. Und möglicherweise hat Rufach dann auch Entscheidendes dazu beigetragen, den Heiligen als solchen allgemein durchzusetzen. Die oben schon angemerkten ikonographischen und literarischen Befunde scheinen das zu bestätigen. Wallfahrerandrang zu dem Rufacher Heiligtum nimmt Pfleger schon für die Zeit um 1300 an. Sicher ist, daß eine Reliquie wie das „Valentinshaupt“ auf das zu eifriger Heiligen- und Reliquienverehrung angehaltene Kirchenvolk große Anziehungskraft ausüben mußte, und ebenso darf davon ausgegangen werden, daß dies ganz im Interesse der Rufacher Benedikti-

ner war und von diesen entsprechend gefördert wurde. Ein eigener Valentinskult gab dem Priorat besonderes Gewicht, brachte Fremde nach Rufach und damit auch Geld in Form von Almosen oder größeren Stiftungen. Erst im Verlauf des 14. Jahrhunderts aber dürfte der spezialisierte Gnadenort einer weiteren Umgebung bekannt geworden sein und die allgemeinen Strömungen zur Verehrung des großen Fallsucht-Patrons und auch sonstigen Helfers St. Valentin (von Terni) auf sich gezogen haben. Für Rufach war dabei wohl auch von Vorteil, am Weg nach Santiago de Compostela zu liegen, an einem der sogenannten St. Jakobswege, auf denen zahllose Gläubige nach Spanien zum Grab des Apostels Jakob pilgerten. Rufach als große Stadt war Zwischenstation auf dieser Reise: möglicherweise deshalb schon vor 1215 mit einer Niederlassung des deutschen Ordens versehen<sup>53</sup>), der sich dem Schutz von Wallfahrern und der Pflege kranker Pilger verschrieben hatte. Diese Jakobspilger dürften mit ihren Reiseberichten für Rufach geworben haben, noch ehe dies durch die Benediktiner selbst geschah. Daß kleinere Nebenziele – und das war wohl Rufach auch im religiösen Sinne – von den großen Fernwallfahrten profitierten, ist aus der Wallfahrtsgeschichte allgemein bekannt. Die seit dem frühen 15. Jahrhundert aus Rufach vorliegenden Nachrichten gestatten es erstmals mit Sicherheit, für die vorausgegangenen Jahrzehnte regen Wallfahrtsbetrieb anzusetzen. 1412 ließ der Straßburger Bischof eine Almosensammlung für das Priorat zu<sup>54</sup>). Daraus ist zu schließen, daß den Mönchen in der Betreuung armer Pilger, die ihrer Heilung von der Fallsucht wegen nach Rufach gekommen waren, eine besondere soziale Aufgabe erwachsen war. Die Sammlungen fanden später im Elsaß „alten Herkommens gemäß“ regelmäßig statt, wobei die Valentinsreliquie mitgeführt wurde. Daß sie später auch auf weitere Gebiete ausgedehnt wurden, ist oben bei Behandlung der Reinhardsachsener Tafeln schon kurz berührt worden. Seit 1469 kamen die Diener St. Valentins auch über den Rhein, sind 1480 in der Di-

öze Eichstätt, 1485 in Würzburg und 1493 in Sachsen (wo der Bischof von Meißen sie gegen den Kurfürsten Friedrich und ein drohendes Sammelverbot unterstützte) nachweisbar; mit einem gefälschten Ablasszettel gingen sie um die gleiche Zeit auch in der Diözese Konstanz auf Geldsuche. Neu ans Licht kamen außerdem zwei Schriftstücke des Bischofs von Chur, mit denen auch in dem Schweizer Bistum gestattet wurde, für Rufach und das dort entstandene Spital Almosen zu sammeln (15. Jahrhundert)<sup>55</sup>).

Die höheren Geldsummen waren erforderlich geworden, nachdem sich das Rufacher Priorat größere Aufgaben gestellt hatte. Mit dem Höhepunkt des dortigen Valentinskultes, der sich gegen 1500 abzeichnet, tritt zugleich deutlich eine überragende Initiativperson hervor, die (vgl. entsprechende Wallfahrtsförderer an anderen Orten, z. B. Jodokus Hoffius um 1600 in Walldürn) einerseits eine Wallfahrtswerbung großen Stiles in die Wege leitete, andererseits am Kultort selbst als Bauherr usw. aktiv wurde und dabei in sozialer Hinsicht Vorbildliches leistete. Es war dies der Prior Johannes Sansetti (Sanzetti), 1465 erwählt und bis zu seinem Tode 1506 in Rufach tätig. Sansetti traf nicht die günstigsten Voraussetzungen an. Für eine hohe Summe mußte er das Valentinshaupt einlösen, das von seinem Vorgänger verpfändet worden war<sup>56</sup>). Daß dies seine erste bedeutende Tat war – das Haupt wurde zugleich in einem großen silbernen Ostensorium gefaßt –, spricht für die Tatsache, daß er zielbewußt die Rufacher Wallfahrt zu festigen und weiterzuentwickeln gedachte. 1482 ließ er entsprechend das Kloster und die Wallfahrtskirche neu herrichten und reich ausstatten, u. a. mit silbernen Statuen der Gottesmutter, des hl. Valentin und der hl. Maria Magdalena<sup>57</sup>). Schon 1468 hatte er den äußeren Klosterbereich renovieren lassen, wovon noch heute ein Inschriftenstein mit Sansettis Namen und Wappen in der ehemaligen Klostermauer (Rue du Château) zeugt.

In Albrecht von Bayern, dem Bischof von Straßburg, hatte Sansetti für seine Projekte ei-



*Büstenreliquiar mit der Hirnschale des hl. Valentin (17. Jh.), jetzt in der Rufacher Pfarrkirche.*

Foto: P. Assion

nen wohlwollenden Förderer, wie sich überhaupt die Rufacher Klöster damals besonderer bischöflicher Unterstützung erfreuen konnten. Zur baulichen Erweiterung des Valentinspriorates hatte Sansetti 1482 Allmenden und Güter erhalten<sup>58</sup>). Um jedoch auch den Kloster- und Wallfahrtsbetrieb wirtschaftlich abzusichern, kaufte Sansetti weiteren Grund und Boden hinzu. Laut Berler war er „also begierig seyn gotzhuss rych ze machen, das er kouff alle reben, acker, matten, die feil wurden“<sup>59</sup>). Gegen diese Erwerbspolitik mußte sich schließlich der Rufacher Rat wenden. In Sorge, das Priorat könne zu mächtig werden, verbot er, dem Prior weiterhin „ligent gut“ zu verkaufen. Das Geld zu seinen Ankäufen und Unternehmungen floß Sansetti wohl durch die Pilger sowie durch die Almosensammlungen zu, die gerade von ihm so weithin ausgedehnt worden waren. Sansettis bedeutendste Tat war zweifellos die 1495 erfolgte Erbauung eines eigenen Hospitals

mit Kapelle: „Er ließ ouch von grund uff buwen ein schon groß huß mitt einer capell, anno MCCCCCX geweiht, den armen kindern mit großem fleiß, die selbigen zu erhalten, anno 1495“ (Berler)<sup>60</sup>. Walter verkannte dieses Haus als Waisenhaus, während der Medizinhistoriker Karl Sudhoff richtigstellte, daß unter den „armen Kindern“ nichts anderes als Fallsüchtige zu verstehen sind und hier „zum erstenmal eine ganz spezielle Form spätmittelalterlicher Krankenfürsorge in Spezialhospitälern“ begegnet<sup>61</sup>. Pfleger ergänzte dazu, daß auch der Straßburger „Veltinshof“ eine Anstalt war, in der im 15. Jahrhundert epileptische Kranke Aufnahme fanden<sup>62</sup>. Das bedeutendere Spital war jedoch zweifellos dasjenige in Rufach. Es wurde am 18. März 1507 von Kaiser Maximilian in seinen besonderen Schutz genommen<sup>63</sup> und stand Epileptikern offen, die sich in der Nähe der Valentinsreliquie wunderbare Heilung erhofften, dabei aber auch auf natürliche Weise versorgt und gepflegt werden mußten. Das Elend der hilflosen, oft auch von ihren Familien oder Ortsgemeinschaften im Stich gelassenen Kranken, die ihre letzte Hoffnung in ein ansonsten vielleicht recht ungastliches Rufach geführt hatte, muß Sansetti veranlaßt haben, mit der Spitalgründung eine wahrhaft christliche Tat zu vollbringen. Was sich im einzelnen in seinem Spital ereignete, wissen wir freilich nicht. Es ist anzunehmen, daß die Kranken dort auch zum Fasten und Beten angehalten und mit der Reliquie gesegnet wurden bzw. diese berühren durften, um sich deren Heilkraft zu übertragen.

Welch weiten Ruf das Epileptikerkrankenhaus zu Rufach genoß, zeigt das von Sudhoff entdeckte und veröffentlichte Schreiben des Rates der Stadt Nürnberg für den armen Bürgersohn Michel Murner von 1507. Der Rat bittet darin den Prior zu St. Valentin, den mit dem „hohen sichtumb“ Beladenen in das Rufacher Spital aufzunehmen, weil dort „solche beschwerte vnd dorfftige menschen angenommen vnd mit zimlicher notturfft enthalten werden“<sup>64</sup>. Über bestimmte, in den Rufacher Ratsproto-

kollen erwähnte Personen heißt es entsprechend öfter: „zu Rufach in der Kur“<sup>65</sup>), womit – gerade bei Fehlen einer genaueren Angabe – wohl ein solcher Spitalaufenthalt gemeint ist, wie ihn der Nürnberger Rat für den armen Murner (der – was mitzuwerten ist – zugleich als „Sozialfall“ abgeschoben werden sollte) erbat. Einen zweiten fränkischen Beleg zur Kenntnis Rufachs können wir anfügen. In dem von Jacobus Issickemer zusammengestellten und 1497 in Nürnberg gedruckten Altöttinger Mirakelbüchlein begegnet als 23. Wundergeschichte der ausführlich festgehaltene Fall des Conrad Schwartz von Allendorf bei Bayreuth im Bistum Bamberg<sup>66</sup>). Derselbe war für ein unzulänglich ausgeführtes Gelübde mit einem Krankheitsrückfall (Ausflüsse aus Mund und Nase) und mit dem „vallenden sichtumb“ gestraft worden; Rufach aber verhieß Rettung: „Erhube sich darnach auß gelübt zu geen zu Sand valentin gen Rufach/kame etwan fern/konte aber eynen schryte nit weyter geen“. Unfähig, die Wallfahrt auszuführen, gelobt er dann ein zweites Mal eine Wallfahrt zum näheren Altötting und wird geheilt: mittelbar bezeugt aber auch dieser Bericht, daß es um 1500 in Franken (und erst recht demnach im Elsaß und den angrenzenden Landschaften) das Nächstliegende war, bei Fallsucht und ähnlichen Leiden in Rufach Hilfe zu suchen. Dazu hatte zweifellos auch Sansettis Wallfahrtswerbung Entscheidendes beigetragen. Kein anderer als er hatte jenes oben behandelte Wallfahrtsbildchen in Auftrag gegeben: das Wappen darauf ist das seinige und identisch mit demjenigen, das noch heute der Inschriftenstein von 1468 in der Klostermauer zeigt! (Vgl. Abbildung).

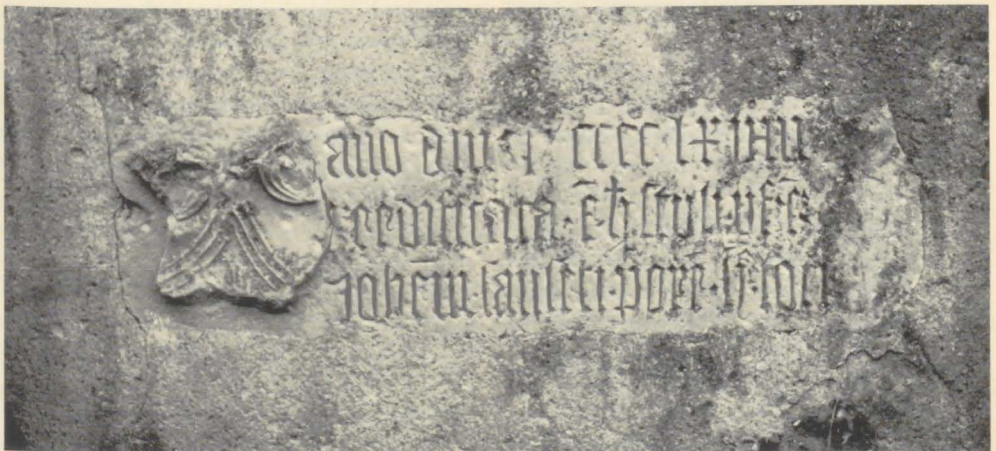
Über den Einzugsbereich Rufachs vermöchte am besten ein eigenes Mirakelbuch der Gnadenstätte Auskunft zu geben, doch ist ein solches in Straßburg, wo noch Archivalien des Priorates aufbewahrt werden, und auch andernorts nicht aufgetaucht. Daß zumindest Sansetti einen „tomus miraculorum“ hatte anlegen und zum Druck vorbereiten lassen, darf wohl angenommen werden. Nur die großen Wallfahrten be-

deutender Persönlichkeiten sind uns aber vorerst – durch Berlers Chronik – geläufig. Nach Berler war 1492 sogar Kaiser Friedrich III. in Begleitung seines Sohnes Maximilian, des Erzbischofs von Mainz und eines türkischen Prinzen vor St. Valentin in Rufach erschienen<sup>67</sup>). Im März 1511 machte Maximilian – nunmehr Kaiser und schon durch den Schutzbrief von 1507 als Freund Rufachs erwiesen – eine zweite Pilgerfahrt „zu sanct Veltin“, und um die gleiche Zeit, am 19. März 1511, waren auch Friedrich von Sachsen und Markgraf Christoph von Baden mit seinem Sohn Philipp als Pilger gekommen<sup>68</sup>). Ein feierlicher Umzug „mit sampt Sanct Veldtins haupt“ ist für 1506 bezeugt, als Bischof Wilhelm von Honstein zum ersten Mal in seine Stadt Rufach einzog<sup>69</sup>). Die Reliquie war demnach das größte Kleinod, das die Stadt besaß, mit dem sie sich als ganzes identifizierte und das sie ideologisch zusammenband. Was Sansetti aus dem Rufacher Valentinskult gemacht hatte, strahlte noch weit ins 16. Jahrhundert hinein. Zahlreichen Autoren (Fischart, Schade u. a.) gilt nun St. Valentin mit St. Valentin von Rufach gleich<sup>70</sup>), und der zu Basel wirkende Kosmograph Sebastian Münster stellte in seiner berühmten „Cosmographie“ noch 1544

Rufach groß heraus, und zwar u. a. als Stadt, „den außländigen bekant worden der ferten halb so dohin geschehen zu sant Valtin“<sup>71</sup>). Zu dieser Zeit freilich hatte schon der Niedergang des Valentinspriorates und auch der „ferten“ (Wallfahrten) eingesetzt, denn einerseits zersetzte die Reformation den mittelalterlichen Einzugsbereich, andererseits hatten Sansetti Nachfolger nicht das Format, Rufachs Rang auch über widrige Zeitumstände hinweg zu sichern. Vielmehr wird von schlechter Wirtschaftsführung, einer von Kaiser Maximilian geplanten Reform, nachlassendem Eifer der Mönche, Mangel an Mönchen überhaupt berichtet<sup>72</sup>). Damals dürfte auch das Spital wieder geschlossen worden sein. Der Straßburger Bischof sah sich veranlaßt, das Priorat Mitte des 16. Jahrhunderts den Cluniazensern als Benefizium zu übergeben, es 1578 mit dem bischöflichen Kollegium zu Molsheim vereinigen zu lassen und es schließlich 1618 dem Jesuitenkollegium zu Schlettstadt zu schenken<sup>73</sup>). Bis zur Aufhebung des Jesuitenordens 1765 war St. Valentin von Jesuiten bewohnt. Dann kümmerte sich nur noch ein Schaffner um die verpachteten Güter, bis das ganze Besitztum 1792 im Zuge der Französischen Revolution zugunsten der

*Inchriftenstein von 1468 in der Umfassungsmauer des ehem. Valentinspriorates. Das Wappen ist dasjenige des großen Wallfahrtsförderers Johannes Sansetti (vgl. das Wallfahrtsbildchen).*

Foto: P. Assion





Rufach heute. Im Hintergrund einer der unvollendet gebliebenen Türme der gotischen Pfarrkirche.

Foto: P. Assion

Nationalkasse veräußert wurde. Letzter Akt war 1805 der Abbruch von Kirche und Kloster in Ausführung eines entsprechenden Präfektoralerlasses. Heute sind nur noch Teile der Umfassungsmauer und einige sonstige Baureste anzutreffen, während sich im Innern ein Obstgarten erstreckt.

Daß die Valentinsreliquie nicht zugleich abhanden kam, sondern in die Pfarrkirche Maria Himmelfahrt übertragen wurde, spricht dafür, daß sich eine kontinuierliche Valentinsverehrung, wenn auch in abgeschwächter Form, ins 19. Jahrhundert hatte hinüberretten können. Die Barockzeit dürfte unter jesuitischer Leitung eine Spätblüte des Kultes gebracht haben. Man wird diese Phase für die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg ansetzen müssen: im Krieg selbst hatte Rufach schwer zu leiden gehabt, war von den Schweden und den Franzosen geschätzt und geplündert worden, die Jesuiten waren ver-

trieben und die Reliquie nach Besançon in Sicherheit gebracht. Dort war sie 20 Jahre verborgen geblieben, sodann nach Schlettstadt geholt worden<sup>74</sup>), ehe der dortige Pater Rektor dem Drängen des Rufacher Rates nachgab und sie am 23. August 1653 wieder in ihre alte Kirche überführen ließ. Ein Ratsprotokoll vermerkt hierzu: „doch das Schultheiß vnd Rath darob ein Aug halten vnd bey vorgehender Enderung nicht fortlassen, sondern selbst behalten vnd es Jeweilen schützen sollen“<sup>75</sup>). Ein weiterer Beleg für die Tatsache, daß Valentinsreliquie und -kult nicht nur als Angelegenheit des Klosters, sondern der ganzen Stadt betrachtet wurden. Zu ihrer alten Bedeutung ist die Wallfahrt gleichwohl nicht mehr emporgekommen.

Die Reliquie ist heute in einer hölzernen Büste des hl. Valentin (siehe Abbildung) enthalten, die in der Rufacher Kirche in einer Altarnische des nördlichen Querhauses links neben dem Chor aufgestellt ist: seitlich auf einem Stützbrett und keineswegs mehr in zentraler Position. Diese Büste ist 90 cm hoch, auf einen 30 cm hohen Sockel montiert, farbig gefaßt, und besitzt eine abnehmbare Mitra aus Pappe, unter der sich anatomisch exakt, doch durch einen überstehenden Rand geschützt, die (zerbrochene, früher offenbar festgeschraubte) Hirnschale befindet. Diese Reliquienbüste ist keineswegs ein mittelalterliches Stück, sondern könnte sehr gut im Anschluß an die Rückführung der Reliquie nach Schlettstadt bzw. Rufach, im 17. Jahrhundert also, geschaffen worden sein, während das ältere Ostensorium (vgl. oben) oder ein möglicherweise vorhandenes Büstenreliquiar aus Edelmetall dem Dreißigjährigen Krieg zum Opfer gefallen sein dürfte. Doch auch das neue Stück schloß sich an Vorbilder des Mittelalters an, das sowohl Holzbüsten mit eingelassenen Reliquien wie auch Metallreliquiare mit aufklappbarer Mitra oder Tiara kannte<sup>76</sup>). Hingegen scheint ein zweites, aus dem 17./18. Jahrhundert erhaltenes Erinnerungsstück deutlicher vom (jesuitischen?) Zeitgeist geprägt, in dem sich der Valentinskult noch einmal entfaltet hatte. Es handelt sich um das über 3 m hohe



ehemalige Altarbild<sup>77)</sup> aus der Klosterkirche, offenbar zur Barockzeit geschaffen, heute in der Hauseinfahrt des Pfarrhauses aufgehängt und in sehr schlechtem Zustand. Es zeigt den heiligen Valentin als Bischof, von dem ein Gnadenstrahl zu einem liegenden Kranken (in der linken Bild-ecke) ausgeht; über den Kranken aber beugt sich zugleich ein Engel und deutet hinauf zum Himmel, zu einer noch höheren Heilsinstanz, die ihrerseits auf St. Valentin ausstrahlt.

Und der Valentinskult heute? Theobald Walter, der Rufachs große Vergangenheit mit schmerz-lich-resignierendem Blick auf das Heute darge-stellt hat, mußte auch zu dieser Frage feststel-len: „An St. Valentin aber erinnert heute in Ru-fach nichts mehr, als ein in der Pfarrkirche auf-gestelltes Bild eines Jesuiten, eine Statuette des hl. Valentinus mit dessen Hirnschale als Reli-quiue und vielleicht noch der St. Valentins-Jahrmarkt als schwaches Überbleibsel des ein-stigen großen Wallfahrtstages“<sup>78)</sup>. Auch 1926 erwähnt Walter zumindest noch die besondere Feier des Valentinstages<sup>79)</sup> als letzten Rest des einstigen Kultes, und den älteren Rufachern ist noch erinnerlich, daß zu diesem Fest die Reli-quiensbüste in die Kirchenmitte gestellt wurde und Gegenstand besonderer Andacht war. Nach Auskunft des heutigen Pfarrers ist auch davon nichts mehr geblieben. Mit dem Ausblei-ben größerer Pilgerscharen im 19. Jahrhundert – die Medizin war inzwischen bedeutend fort-geschritten und bot verlässlichere Hilfe an – er-losch, wenn auch verzögert, zugleich das örtli-che Interesse an dem großen Heiligtum von ehedem. Das Reliquiar steht heute einsam an seinem Platz, und allenfalls wendet sich ihm noch dann und wann eine Frömmigkeit zu, die ganz in den Bereich des Privaten und Intimen zurückgenommen ist.

---

#### Anmerkungen:

<sup>1)</sup> Peter Assion, Die St. Erasmuskapelle bei Reinhard-sachsen, in: Badische Heimat 51, 1971, S. 265 ff.

<sup>2)</sup> Karl Künstle, Ikonographie der Heiligen, Freiburg i. Br. 1926, S. 574 ff.; Joseph Braun, Tracht und At-

tribute der Heiligen in der deutschen Kunst, Stuttgart 1943, Sp. 711 f. – Weiteres zu St. Valentin (auch zu Kult und Reliquien) wohl demnächst im Schluß-band des „Lexikons der christlichen Ikonographie“, Rom–Freiburg–Basel–Wien 1976 (im Druck).

<sup>3)</sup> Rudolf Vierengel, in: Bote vom Untermain Nr. 74 vom 29. 3. 1972, S. 14.

<sup>4)</sup> Vgl. Assion (wie Anm. 1), S. 276.

<sup>5)</sup> Jürgen Huck, „Kölner“ Fußwallfahrt von Porz-Urbach nach Walldürn, in: Unser Porz, Beiträge zur Geschichte von Amt und Stadt Porz, Heft 15, Porz 1973, S. 1 ff. Dazu die Besprechung von Peter Assion in: Zeitschrift für Volkskunde 72, 1976.

<sup>6)</sup> Vierengel (wie Anm. 3). Siehe auch vom gleichen Verfasser: Am Wallfahrtsweg nach Walldürn – Bild-stücke und Legenden, Landschaft und Menschen-schicksale an der alten Pilgerstraße, in: Bote vom Un-termain vom 15. 6. 1955.

<sup>7)</sup> Vgl. Assion (wie Anm. 1), S. 274.

<sup>8)</sup> Zum Erasmuskult des 18. Jahrhunderts sei nachge-tragen, daß es offensichtlich weitere Kultstätten zu dieser Zeit gab. Eine solche traf Verf. im Herbst 1971 in der Schloßkapelle der Burg Sprechstein bei Stert-zing in Südtirol an. Neben einem spätgotischen Schnitzaltar mit Erasmus-Statue und einer barocken Büste des Heiligen fanden sich 17 Votivtafeln des 18. und 19. Jahrhunderts (die jüngste datierte von 1865), die Erasmus als Helfer in verschiedenen Anliegen preisen. Eine Erasmus-Votivtafel von 1796 besitzt auch das Schwarzwaldmuseum in Villingen, während sich in der Friedhofskapelle zu Wondreb in der Ober-pfalz ein Ölgemälde des Heiligen befindet, das diesen ausdrücklich als „Helfer in Gedärme Krankheit“ empfiehlt (freundl. Hinweis von Herrn Dr. Bernhard Schemmel, Würzburg/Bamberg, durch Brief vom 13. 11. 1971).

<sup>9)</sup> Signatur des entsprechenden Notizzettels im Max-Walter-Archiv Würzburg.

<sup>10)</sup> Nach Philipp Janson, Der Schwedenschatz, in: Das Bayerland 31, 1920, S. 379 f., notierte Walter die Geschichte eines flüchtenden schwedischen Soldaten zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, der seinen ster-benden General mit sich führte und diesen – da auf der Flucht gestorben – bei der Erasmuskapelle samt einem Beutel voll Geld bestattete, von seinen Häschern er-reicht, erschossen und in der gleichen Grube begraben wurde. „Viele Jahre später hatte ein Schippacher Bauer einen sonderbaren Traum. Er sah neben der Kapelle ein offenes Grab und darinnen einen Beutel voll Geld. Heimlich ging er in der nächsten Nacht an Ort und Stelle und hub an zu graben. Bald stieß er auf ein rostiges Reiterschwert und einen Beutel, auf dem eine Kröte saß. Als er aber zulangen wollte, wuchs das Tier ins Riesengroße, glotzte ihn mit feurigen Augen an und spie ihm ins Gesicht. Erschrocken ließ der Bauer alles liegen und stehen und sprang nach Hau-

se“. Knapper und weniger literarisch ausgeschmückt erfuhr Walter 1925 von Küfermeister Link in Gotersdorf: „In der Nähe der Erasmuskapelle war früher ein Eichwald. In einem Krieg ist dort zwischen drei Eichen ein Schatz vergraben worden. Es ist dort oft ein Licht gesehen worden“. Von diesen Sagen drang nach Walldürn nur die abgeschwächte Kunde, bei der Erasmuskapelle sei es „nicht sauber“ (früher allgemein bekannt).

<sup>11)</sup> Sie wurden später von der Polizei in Hamburg-St. Pauli wiederentdeckt, was für die ausgedehnten Raubfahrten solcher Kunstdiebe bezeichnend ist.

<sup>12)</sup> *Walter* hielt alle vier Darstellungen für Szenen aus der Erasmuslegende (MWA 26/52).

<sup>13)</sup> *Paul Heitz* und *W. L. Schreiber*, Pestblätter des XV. Jahrhunderts, Straßburg 1901, Nr. 37. Dazu im Textteil S. 11 f.

<sup>14)</sup> Ebenda, S. 12.

<sup>15)</sup> Spätere Betrachter des Bildchens hielten das Tier sogar für eine Katze, so *Sudhoff* (wie Anm. 61), S. 452, und *Pfleger* (wie Anm. 30), S. 424, ohne daß dazu eine Erklärung gegeben wird. Hingegen spottete der Straßburger Reformator Matthäus Zell nicht ohne Grund über Mönche, die im Namen St. Valentins als sogenannte „Stationierer“ Almosen sammelten: „die Stationierer S. Veltins nehmen statt eines Huhnes auch einen ganzen Ochsen an“ (zitiert nach *Pfleger*, wie Anm. 30, S. 446), und ein Schaf tat's wohl gelegentlich auch. Das Schwein in der linken Bildecke, das wir ebenfalls als Opfertier ansprechen, ist neuerdings von *F. L. Glötzner*, Die Behandlung der Epilepsien in Vergangenheit und Gegenwart, in: Medizinische Monatsschrift 30, 1976, S. 123 ff., als „Wildschwein, in das die bösen Geister der Kranken hineinfahren“ (S. 125), gedeutet worden. Das Vorherrschende entsprechender dämonologischer Vorstellungen in Rufach erscheint uns jedoch zweifelhaft; vielmehr dürften dort schulmedizinische Kenntnisse voraussetzen sein (vgl. unten).

<sup>16)</sup> Silberne Votivkreuze, wie auch pfundweise dargebrachte Wachsopfer, werden öfter erwähnt im „Liber vagatorum“, der für die Oberrheinlande ein kulturelles Spiegelbild dieser Zeit ist. Siehe die Edition bei *Friedrich Kluge*, Rotwelsch, I. Rotwelsches Quellenbuch, Straßburg 1901, S. 37 ff., und vgl. *Peter Assion*, Matthias Hütlin und sein Gaunerbüchlein, der „Liber vagatorum“, in: Alemannisches Jahrbuch 1971/72, S. 74 ff.

<sup>17)</sup> Zu diesem vgl. *Rainer Kengel*, Die Benediktiner-Abtei Amorbach, in: 700 Jahre Stadt Amorbach 1253–1953, Amorbach 1953, S. 81 ff., mit weiteren Literaturnachweisen.

<sup>18)</sup> Ob dabei auch an einen St. Jakobspilger (vgl. dazu unten) zu denken ist, der Reinhardsachsen zugleich eine Vorlage zur Darstellung des Kirchenpatrons St. Jakob mitgebracht hat, sei dahingestellt.

<sup>19)</sup> *Pfleger* (wie Anm. 30), S. 424.

<sup>20)</sup> Lexikon für Theologie und Kirche, 2. Aufl., Band 10, Freiburg i. Br. 1965, Sp. 598 f.

<sup>21)</sup> Bei *Heitz* und *Schreiber* (wie Anm. 13) als Nr. 38 und 39 leicht veränderte Nachbildungen des Originals, die erste wohl 1480/1500 in Schwaben gefertigt, die zweite Anfang des 16. Jahrhunderts im Elsaß. Die Kopien lassen u. a. das Wappen weg, bewahren aber den schriftlichen Hinweis auf Rufach.

<sup>22)</sup> Siehe die Abbildung bei *Braun* (wie Anm. 2), Nr. 394, Sp. 711.

<sup>23)</sup> Vgl. ebenda, Sp. 712.

<sup>24)</sup> Siehe *P. P. Albert*, Die Eseler von Alzey. Eine Mainzer Steinmetzensippe des 15. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, NF 37, 1922, S. 121 ff.; *W. Lergen*, Die Sippe der Eseler, eine rheinhessische Baumeister- und Bildhauerschule der spätgotischen Epoche, Diss. Frankfurt/M. 1940.

<sup>25)</sup> Abgebildet bei *Adolf von Öchelhäuser*, Die Kunstdenkmäler der Amtsbezirke Buchen und Adelsheim (= Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden 4/3), Tübingen und Leipzig 1901, Tafel IV.

<sup>26)</sup> Siehe *Peter Assion*, Die ältere Walldürner Wallfahrtskirche und neue Funde zu ihrer Ikonographie, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes, 2, 1973, Heft 2, S. 28 ff.

<sup>27)</sup> Wie Anm. 1.

<sup>28)</sup> Berlers Chronik z. T. ediert in dem Werk: Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg, Band 2, Straßburg 1848.

<sup>29)</sup> Vor allem in dem dreibändigen Werk „Beiträge zur Geschichte der Stadt Rufach“: 1. Urkundenbuch der Pfarrei Rufach, Rufach 1900; 2. Urkunden und Regesten der Stadt Rufach (662–1350), Rufach 1908; 3. Urkunden und Regesten der Stadt und Vogtei Rufach (1350–1500), Rufach 1913. Die drei Bände werden künftig zitiert als *Walter* I, II und III. – Auf *Walter* stützt sich hauptsächlich der Artikel „Priorat St. Valentin“ bei *Joseph M. B. Clauss*, Historisch-topographisches Wörterbuch des Elsaß, Lieferung 15, Rheinbach-Zabern 1912, S. 932.

<sup>30)</sup> *L. Pfleger*, Der Kult des hl. Valentin im Elsaß, in: Bulletin ecclésiastique du diocèse de Strasbourg 44, 1925, S. 400 ff., 422 ff., 444 ff. Auf *Pfleger* gründet sich dann im wesentlichen die kurze Mitteilung von *Ernest Wickersheimer*, Le prieuré de Saint-Valentin, son pèlerinage, son hôpital, in: Cahiers alsaciens d'archéologie, d'art et d'histoire 7, 1963, S. 107 ff.

<sup>31)</sup> *Theobald Walter*, Die Dinghöfe und Ordenshäuser der Stadt Rufach (= Bausteine zur Elsaß-Lothringischen Geschichts- und Landeskunde 4), Zabern 1898, S. 5 (zum Priorat St. Valentin ebenda S. 5–10); *Pfleger* (wie Anm. 30), S. 400 f.

<sup>32)</sup> *Walter* (wie Anm. 31), S. 5; *Gény*, Die Jahrbücher der Jesuiten zu Schlettstadt und Rufach, Band 2, Straßburg 1896, S. 588 (zum Priorat St. Valentin ebenda S. 586–639).

<sup>33)</sup> *Pfleger* (wie Anm. 30), S. 401 f. Auch *Sebastian Münster* (wie Anm. 71) gibt das Ursprungsdatum 1001 an, aber wohl nach Berler oder der entsprechenden Tradition.

<sup>34)</sup> *Pfleger* (wie Anm. 30), S. 403.

<sup>35)</sup> Siehe *Walter* (wie Anm. 31), S. 5 f., sowie *Walter* I, Nr. 4, S. 3, und *Walter* II, Nr. 13, S. 6 ff.

<sup>36)</sup> *Walter* II, S. 6.

<sup>37)</sup> *Walter* II, Nr. 14, S. 9.

<sup>38)</sup> *Walter* II, Nr. 144, S. 68. Vgl. auch *Pfleger* (wie Anm. 30), S. 402, der diesen Umstand ebenfalls hervorhebt und den erfolgten Namenswechsel als Zugehörigkeit an Valentinspilger interpretiert.

<sup>39)</sup> *Walter* II, Nr. 177, S. 83.

<sup>40)</sup> *Pfleger* (wie Anm. 30), S. 426.

<sup>41)</sup> Ebenda, S. 444.

<sup>42)</sup> Ebenda, S. 446.

<sup>43)</sup> Freundl. Hinweis von Herrn Stadtarchivar *Paul Faust*, Rufach, 1976.

<sup>44)</sup> Zitiert nach *Pfleger* (wie Anm. 30), S. 423.

<sup>45)</sup> Vgl. Lexikon für Theologie und Kirche (wie Anm. 20). In einschlägigen Handbüchern werden meist fälschlich die anderen Heiligen dieses Namens stärker herausgestellt, während St. Valentin von Terni nur unzulänglich berücksichtigt ist, so etwa im „Wörterbuch der deutschen Volkskunde“, 3. Aufl. Stuttgart 1974.

<sup>46)</sup> Vgl. *Künstle* (wie Anm. 2), Sp. 574 ff.

<sup>47)</sup> *Jacob und Wilhelm Grimm*, Deutsches Wörterbuch, Band 12, Leipzig 1956, Sp. 7; *Pfleger* (wie Anm. 30), S. 404; *E. Kaluzniacki*, Über Wesen und Bedeutung der volksetymologischen Attribute christlicher Heiliger, in: *Jagić-Festschrift*, Berlin 1908.

<sup>48)</sup> *Karl Wehrhan*, Wachsvotive aus Kiedrich im Rheingau, in: *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* 19, 1909, S. 199 ff. Zu Kiedrich vgl. auch das Deutsche Wörterbuch (wie Anm. 47), Band 12, Sp. 7, sowie *Zender* (wie Anm. 52).

<sup>49)</sup> *Künstle* (wie Anm. 2), S. 574, und *Braun* (wie Anm. 2), Sp. 711 f.; *Otmar Scheiwiller*, Der hl. Valentin, ein Apostel beider Rätien?, in: *Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte* 34, 1940, S. 1 ff.; *Otto Wimmer*, Handbuch der Namen und Heiligen, 3. Aufl. Innsbruck–Wien–München 1966, S. 503 f. – Allerdings scheinen sich auch hier in Kiedrich verschiedene Valentinslegenden und -kulte vermischt zu haben.

<sup>49a)</sup> *Jacobi a Voragine* „*Legenda aurea*“, hrsg. von *Th. Graesse*, Vratislaviae 1890, S. 176 f. Nach Auskunft von *Dr. Konrad Kunze*, Universität Freiburg i. Br., der zusammen mit einer Würzburger Forschergruppe eine Edition der elsässischen Übersetzung

vorbereitet, fand sich übrigens in keiner der zahlreichen Handschriften ein eingefügter Verweis auf Rufach und seine Reliquie, doch entspricht dies der Texttreue der Abschreiber und sagt nichts aus über die Bekanntheit Rufachs zu jener Zeit. – Zur Vermischung verschiedener Heiliger in Rufach vgl. auch *Wickersheimer* (wie Anm. 30).

<sup>50)</sup> Lexikon für Theologie und Kirche (wie Anm. 20), Band 10, Sp. 598 f.

<sup>51)</sup> Siehe *Wolfram Schmitt*, Die Epilepsie in der Theorie der älteren Medizin, in: *Heidelberger Jahrbücher* 18, 1974, S. 66 ff. Durchgehend findet sich die Vorstellung, daß bestimmte Säfte oder deren „Dunst“ die Hirnventrikel verstopfen könnten, wodurch der freie Durchtritt des „spiritus animalis“ gehindert würde und Empfindungsverlust und Bewegungsstörungen entstünden.

<sup>52)</sup> *Matthias Zender*, Wallfahrten bei Fallsucht und Krämpfen, in: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 4, 1934, S. 285 ff., nennt eine Reihe von alten rheinischen Wallfahrten, wo sich – Vorbild oder Parallele für Rufach? – ein spezielles Fallsuchtpatronat ebenfalls an den Besitz eines Heiligenhauptes geknüpft hat. In Rufach war die Verehrung eines heiligen Hauptes außerdem durch den älteren Kult um Johannes den Täufer, den ursprünglichen Klosterpatron, schon vorgegeben und möglicherweise bereits festgelegt in Richtung Fallsucht-Wallfahrt. Daß (an die Enthauptung anknüpfend, vgl. die „Johannishäupter“) auch Johannes der Täufer als Helfer bei Epilepsie gegolten hat, wurde von *Wickersheimer* (wie Anm. 30), S. 108, angemerkt.

<sup>53)</sup> Vgl. *Walter* (wie Anm. 31), S. 10 ff. – Zu den Jakobswallfahrten vgl. *Y. Bottineau*, Les chemins de Saint-Jacques, Paris 1966.

<sup>54)</sup> *Pfleger* (wie Anm. 30), S. 422. Nach der gleichen Quelle, S. 424, auch das Folgende.

<sup>55)</sup> Freundl. Hinweis von Herrn Stadtarchivar *Faust*, Rufach. Die Urkunden fanden sich im Bischöflichen Archiv als Makulatur. Dazu will passen, daß in der Diözese Chur neben dem rätischen St. Valentin von altersher auch St. Valentin von Terni verehrt wurde. Siehe *Scheiwiller* (wie Anm. 49).

<sup>56)</sup> *Pfleger* (wie Anm. 30), S. 423. Als indirekter Beleg für einen Niedergang der Wallfahrt vor Amtsantritt Sansettis darf wohl auch ein Wunderbericht im Mirakelbuch von Thann gewertet werden. 1447 war in Böhmen ein Mann „von sandt Veltins Krankheit erlediget“ worden, nachdem er St. Theobald von Thann (und nicht St. Valentin von Rufach) angerufen hatte. Siehe *Georg Stoffel*, *Tomus miraculorum sancti Theobaldi*, im Originaltext herausgegeben, Colmar 1875, S. 52. Ein Hinweis auf Rufach begegnet in dem Mirakelbuch auch dann nicht, wenn mehrere Heilige

gleichzeitig angerufen worden waren. Zum Teil dürfte dafür aber auch Konkurrenzdenken der Wallfahrtskustoden verantwortlich zu machen sein.

<sup>57)</sup> Ebenda, S. 423.

<sup>58)</sup> *Walter* III, S. XXII, und ebenda Nr. 275, S. 167 f. (Bischof Albrecht schenkt dem Priorat Grund und Boden).

<sup>59)</sup> *Walter* (wie Anm. 31), S. 7.

<sup>60)</sup> *Walter* III, S. XXIII, Anm. a.

<sup>61)</sup> *Karl Sudhoff*, Ein spätmittelalterliches Epileptikerheim (Isolier- und Pflegehospital für Fallsüchtige) zu Rufach im Oberelsaß, in: *Archiv für Geschichte der Medizin* 6, 1913, S. 449 ff. Das Zitat ebenda, S. 455. – Mit „Isolierstation“ hat *Sudhoff* die Rufacher Quellen zweifellos überinterpretiert, denn über die Pflege in diesem Spital und dabei wirkende medizinische Vorstellungen ist nirgends etwas ausgesagt. Außerdem zitiert er die Ansicht, die Epilepsie gehöre zu den ansteckenden Krankheiten, aus einer späten und vereinzelt Quelle, während sie in den Hauptwerken der Schulmedizin nirgends begegnet. Vgl. *Schmitt* (wie Anm. 51). *Sudhoffs* Meinung ist neuerdings unkritisch bei *Glötzner* (wie Anm. 15) wiederholt.

<sup>62)</sup> *Pfleger* (wie Anm. 30), S. 446.

<sup>63)</sup> Der Schutzbrief für Kloster und Spital findet sich abgedruckt bei *Sudhoff* (wie Anm. 61), S. 450 f., Anm. 3. Vgl. auch *Gény* (wie Anm. 32), S. 597, und *Pfleger* (wie Anm. 30), S. 424.

<sup>64)</sup> *Sudhoff* (wie Anm. 61), S. 449. Ein zweites Schreiben war dem Kranken an den Rat der Stadt Rufach mitgegeben worden. Siehe hierzu (und zur Einstellung gegenüber Murner) ebenda, Anm. 2.

<sup>65)</sup> *Freundl*. Hinweis von Herrn Stadtarchivar *Faust*, Rufach, aufgrund eigener Feststellungen, 1976.

<sup>66)</sup> Siehe *Robert Bauer*, Das Büchlein der Zuflucht zu Maria. Altöttinger Mirakelberichte von Jacobus Is-

sickemer, in: *Ostbairische Grenzmarken* 9, 1965, S. 216f. und Text-Reproduktion auf Tafel.

<sup>67)</sup> *Walter* (wie Anm. 31), S. 7 und ders. III, Nr. 286, S. 175.

<sup>68)</sup> *Pfleger* (wie Anm. 30), S. 423 (nach Berler).

<sup>69)</sup> *Walter* I, Nr. 105, S. 102; *Pfleger* (wie Anm. 30), S. 423 (nach Berler).

<sup>70)</sup> Vgl. *Deutsches Wörterbuch* (wie Anm. 47).

<sup>71)</sup> Zitiert nach der folgenden Ausgabe der Universitätsbibliothek Freiburg i. Br.: *Sebastian Münster*, *Cosmographie oder beschreibung aller ländler / herschafften / fürnemsten stetten / geschichten / gebreuchen / hantierungen etc. ietz zum dritten mal trefflich sere . . . gemeret vnd gebessert*, Basel 1550, S. 542. Der gleichen Ausgabe sind auch die Abbildungen anbei entnommen. Die Stadtansicht (23,8 cm × 34,6 cm) findet sich ebenda S. 540/541.

<sup>72)</sup> *Walter* (wie Anm. 31), S. 7 f.

<sup>73)</sup> Ebenda, S. 8 f.

<sup>74)</sup> *Pfleger* (wie Anm. 30), S. 425.

<sup>75)</sup> *Walter* I, Nr. 213, S. 192 f.

<sup>76)</sup> Vgl. *Joseph Braun*, Die Reliquiare des christlichen Kultes und ihre Entwicklung, Freiburg i. Br. 1940, S. 416 ff. Im Welfenschatz demnach eine Blasius-Büste mit aufklappbarer Mitra, darunter ein Stück der Hirnschale (S. 433). Für das 17. Jahrhundert wird u. a. auf die Reliquienbüsten des hl. Mauritius von 1683 und des hl. Ursus von 1684 in der Abteikirche Engelberg in der Schweiz verwiesen, die Reliquien der Heiligen innerhalb eines den Kopf ersetzenden geschlossenen Helmes enthalten (S. 422).

<sup>77)</sup> Bestimmung nach Stadtarchivar *Faust*, Rufach, 1976.

<sup>78)</sup> *Walter* (wie Anm. 31), S. 10.

<sup>79)</sup> *Theobald Walter*, *Rouffach. Curiosités historiques et archéologiques*, Rufach 1926, S. 35.

# 700 Jahre Längsschiff der Kathedrale Straßburg

Gedanken zum gehabten Jubelfest am 14. September 1975

Peter Hellmich, Strasbourg

Anno dñi m̄ et lxx v̄ vij<sup>o</sup> d<sup>o</sup> s̄yntz  
vsta nat<sup>o</sup> b<sup>e</sup> v̄ completā ē structā media  
tēludnū sup̄ior et tōci<sup>o</sup> fibrice p̄ tres antēfios  
Ecclie argēnt. Regnante Rūdolfo Rōm̄  
Rege Regni ei<sup>o</sup> anno secundo. qui  
annus electionis ei<sup>o</sup> secundus est tūmā  
et elapsus s̄p̄ s̄cā p̄xima post nunc  
ūtan̄s festum michahelis.

(Staatsarchiv Braunschweig zu Wolfenbüttel)

Dem Sinne nach Deutsch:

Im Jahre Gottes, am 7. desgleichen September, am Abend vor der Geburt unserer seligen Jungfrau, wurde der Ausbau der hohen Gewölbe und des ganzen Werkes der Straßburger Kirche vollendet, in Ausnahme der Türme, unter der Herrschaft Rudolfs, König der Römer, im zweiten Jahr seiner Regierung, am Ende des zweiten Jahres seiner Erwählung, zwei Jahre nach dem Fest des heiligen Michael, welches jetzt wieder ganz nahe.

*Motto:* Nichts aber wird jemals etwas an der Tatsache ändern können, daß über den unseren Blick faszinierenden Anschein hinaus, es unsichtbare Realitäten gibt, ein „Königreich, das nicht von dieser Welt“ und das dieser Welt seine Bedeutung gibt.

Mgr. Elchinger – Bischof von Strasbourg in seiner Festpredigt 11 Uhr Messe am 12. Sept. 1975 ct. Dernière Nouvelle deutsche Ausgabe Mardi 16. 9. 75 No 215 p RéIII Sc. (D.N.)

Heuer jährt sich zum siebenhundertsten Male der Tag, an dem der letzte Stein ins Langschiff

gefügt und dieses seiner Bestimmung übergeben wurde. Und im Jahre darauf, am 4. Febr. 1276 wurde dann der Grundstein gelegt zum abschließenden Westwerk, dessen maßgeblicher und ausführender Gestalter Erwin war, den wir allgemein mit dem Beinamen von Steinbach benennen. (Eine nie klar bewiesene Tatsache, auch weiß man nicht, welches eventuelle Steinbach: im Badischen? Im Elsaß bei Thann?). Wem heute das Straßburger Münster in Erscheinung tritt, wer sein Inneres aufsucht, hat den ersten Eindruck einer in sich geschlossenen Einheit.

Dabei zerfällt das Ganze in drei Bauabschnitte, das zuerst vollendete Querschiff (Chor und Seitenteile), welches abgeschlossen, anfangs dem Gottesdienst allein zugänglich war. Danach wurde mit dem Längsschiff begonnen, nachdem der ursprüngliche Bau niedergelegt war. Dieses Schiff schloß einerseits an das Querschiff an, andererseits aber an ein Westwerk, welches noch von dem alten Bau vorhanden war, den wir unter dem Namen seines Erbauers das Werin (Werner)-harmünster nennen (1002–7). Und letztlich wurde dann zum schon besprochenen Termin das Westwerk begonnen und sollte von der Form her eine französische Fassade bekommen, wie wir es von Notre Dame in Paris, Reims, Amiens, Chartres usw. kennen. Erst erstarkendes und reichgewordenes Bürgertum wollte Türme dazu, es wurde die Glockenstube eingefügt und der heutige Turm aufgerichtet, der Ausbau des Parallelturms unterblieb dann allerdings im weiteren.

Wer tiefer in mittelalterliches Bauwesen eindringt, stellt immer wieder den Mangel an Unterlagen fest, die für heutiges Bauwesen uner-

läßlich sind. Wir haben doch so vieles aus dieser Zeit anderweitig erhalten, aber wenige Pläne, Grundrisse, Details usw., die sich speziell – z. B. hier – mit Konstruktion usw., befassen. Grundrisse – der von St. Gallen z. B. von 820, hier ein kleiner Grundrißplan zur Errichtung eines neuen Hochchors, von anderen Plänen hier nur ein paar zur Fassade des Westwerkes. Allerdings hören wir aus Bauurkunden späterer Zeit von abzuliefernden Rissen, die zur Vorlage an den Bauträger bestimmt waren, hier nur als Beispiel die dahingehenden Anmerkungen bei A. Klemm zu einzelnen Baumeistern (vgl. A. Klemm – Württ. Baumeister und Bildhauer bis ins Jahr 1750 – Württ. Vierteljahreshefte 1882). An allen uns bekanntgewordenen Rissen der damaligen Zeit fällt auf, daß sie gänzlich maßstabslos und nur in den Proportionen stimmen. Details? Wir haben da nur das berühmte Skizzenbuch des Villard de Honnecourt in der Nationalbibliothek zu Paris von 1235 (vgl. H. R. Hahnloser – Villard de Honnecourt 1235 – Skizzenbuch. Handschrift in der Pariser Nationalbibliothek – Kritische Gesamtausgabe Wien 1935). Dazu aus späterer Zeit das Büchlein des Regensburger Dombaumeisters Mathias Rochlitzer – Von der Fialen Gerechtigkeit o. A. 1486 (vgl. die Veröffentlichung bei Carl Heideloff – Die Bauhütte des Mittelalters in Deutschland – Nürnberg 1844 dort unter M. R. Reissbüchlein usw.).

Es stellt sich also logischerweise die Frage, ist entweder alles verlorengegangen, oder wie wurde es mit nur so wenigen Unterlagen gehandhabt, vor allem, da es sich ja hier um „Jahrhundertbauten“ handelte, wo nicht ein Meister begann und fertigstellte (natürlich, auch diese Fälle sind reichlich bekannt!), sondern ein Meister sein begonnenes und fortgeführtes Werk dem anderen weitergab, bis endlich der letzte in der Reihe, den letzten Stein setzte. Und alles ergab dann im wesentlichen jenen schon erwähnten harmonischen Gesamteindruck des Bauwerkes, wobei auch hier die Ausnahme eingeräumt werden muß, die Bauänderungswünsche seitens des Bauträgers

mit sich brachte, und die, oft recht einschneidend, dennoch berücksichtigt werden mußten. Außerdem ist die herrschende Stilrichtung zu bedenken und die wachsende Erkenntnis im Bauwesen, ein beginnender romanischer Meister, ein im beginnenden gotischen Stilgefühl gebildeter Meister werden anders ihr Empfinden in der Steingestaltung zum Ausdruck bringen, wie es auch hier augenscheinlich zu beobachten ist. Aber trotz alledem ist kein eigentlicher Bruch zu finden, sondern immer ergibt sich das Gefühl einer geschlossenen Einheit, ein Einheitsgefühl, welches sich wohlthuend bemerkbar macht.

Wie wurde dies aber nun erreicht, über teilweise lange Bauzeiten hin? Sinnigerweise wurde nach den Feierlichkeiten der Ehrenwein im Frauenhauswerk gereicht, in jenem Raum, den wir als die Loge der Steinmetzen von Strasbourg kennen, also jenes Lokal, wo sich einst zur Belehrung und feierlichem Tun jene zusammenfanden. Übrigens der einzige Saal dieser Art, der noch im deutschsprachigem Raume erhalten ist! Hier liegt der Anknüpfungspunkt für unsere weitere notwendige Betrachtung, zum mittelalterlichen Bauwesen an sich.

Straßburg, um diese Arbeit zu begrenzen, die alte und mächtige freie Reichsstadt auf deutschem Boden bis 1658, geht auf eine römische Lagerstadt – Argentoratum – zurück, welche sich wiederum auf eine gallische Siedlung und ein Heiligtum gründet.

Schon immer war hier ein Rheinübergang und Knotenpunkt wichtiger Wege, nach Gallien hinein und in die allemannischen – germanischen Gebiete hinaus. Und schon immer, inmitten einer, von unzähligen Wasserläufen durchzogenen Sumpflandschaft erhob sich ein Platz, der geeignet war, Mittelpunkt umliegender Siedlung zu sein, einen heiligen Hain, einen heiligen Brunnen, ein Heiligtum überhaupt aufzunehmen. Von den Galliern übernahmen es die Römer, hier verehrten sie Merkur, der einem Gotte der Vorgänger entsprach, und hier im weiteren bauten dann christliche Siedler ihre erste Kirche, die dem Nachfolger Merkurs – St.

Michael – geweiht war, der aber sehr bald zu Gunsten unserer Lieben Frau zurücktrat und nur noch in einer Kapelle am Platze seine Heimstatt hatte, bis auch dieses verschwunden, den Platz an St. Laurentius abtrat. Ja hier, wo die Gallier ihren Theutebot, den Caesar ihren obersten Gott Merkur nennt, verehrten, verehrten sie ihn nachher selber und errichteten hier auch das Fahnenheiligtum ihres Lagers. Und ca. 500 nach Christus erschien hier der Bischof Arbogast und, wie es überliefert ist, setzte er dieses Fahnenheiligtum wieder in Stand und machte daraus ein Marienheiligtum. Das heißt im Endeffekt, daß er, wie wir auch feststellen konnten und im weiteren noch einmal streifen werden, er stellte die Maße dieses Heiligtums wieder her und richtete danach seinen Münsterbau ein.

Um diese Maße zu erkennen, bediente er sich der Tradition einer uralten Wissenschaft, die mit der Astronomie eng verbunden war, der Astrologie. Dem geneigten Leser, dem heute davon nur die Horoskoperei bekannt ist und wunderwasfür nebulöse Dinge mehr, sei gesagt, daß all dies damit überhaupt nichts zu tun hat. (sic!).

Die Astronomie, Jahrtausende alt und mit immer feineren Erkenntnissen bereichert, bestimmte letztlich Saat und Ernte, also stellte den Kalender fest, dazu die Feiern für die segenspendenden Götter usw., also alles regelte menschliche Tun hienieden. Erweiterung fand dieser, von Priestern und Weisen unterhaltene Betrieb, in der Astrologie. (Wobei wir hier gerne einräumen, daß sie auch das betrieben, dazu!, was wir unter Horoskoperei verstehen, waren sie doch auf die Gunst ihrer Herrscher angewiesen, die ihre Tempel schützten, die damaligen Observatorien und Gelehrtenstuben und Bibliotheken. Aber diese Beschäftigung, wir heutigen können dies gut überblicken!, beruhte auf einem Netz von Erfahrungen, auch damals war Gelehrsamkeit international, die es ihnen schneller ermöglichten, politisch zu denken, über politische Vorgänge anderswo aus erster Quelle zu erfahren usw. und daraus logi-

sche Schlüsse zu ziehen, die sie dann in Form eben solcher Schemata weitergaben, als Prophezeiungen und wie immer sonst.)

Früheste Erkenntnis lehrte den Menschen die Vergänglichkeit allen Seins, auch der – selbst – heiligste Stein an sich überdauerte nicht alle Ewigkeit, wohl aber die Sterne. Waren daher irdische Dinge nur auf Zeit geeignet, Träger symbolischer Aussage zu sein, umsovielmehr die Sterne! Geregelt menschliches Zusammenleben gründet sich auf Verbote und Gebote, die es unbedingt zu beachten galt, gedeihliches Fortkommen auf immer gleichbleibenden Erfahrungen. Um diese Regeln in ewig gültige Form zu gießen, von Generation zu Generation in eine lesbare Aussage zu bringen, dazu hat man die Symbole erfunden, erdacht, und hier sich zuerst der Sterne als solcher bedient. Die Planeten wurden Göttersitze, Residenzen, ja Götter selbst, die Sternbilder verbanden sich mit Mythen, die mit diesen Göttern zusammenhingen.

Das Schicksal der Menschen hängt mit den Sternen zusammen, sagt die Horoskoperei . . . Nein! Denen ist es egal, was wir hier so tun und treiben! Und was auch immer unser Schicksal sein mag. Aber sie beinhalten symbolische Aussagen, richten wir uns danach, dann kann unser Leben einen ganz bestimmten Verlauf zum Guten nehmen und umgekehrt!

Wie auch später und bis in unsere Zeiten hinauf, Symbole, wie auch immer, ob in Stein, gemalt usw., zuerst einmal allgemein verständliche Sprache waren, die von den Wissenden erklärt, das jeweilige Fassungsvermögen des zumeist Lesen und Schreiben unkundigen Menschen ansprachen und bei Wiederansicht ihn mit der bezogenen Aussage genauso konfrontierten: Richte dich danach! Dann wird es dir gut gehen! Laß es meinerwegen bleiben, aber dann wundere dich bitte nicht! Bilder als Symbole belehren über gute und böse Taten bekannter Vorfahren und gaben das Resümee dazu, schau, so ist es ihnen ergangen! In den Sternen wurde zuerst dies sozusagen deponiert, gleichsam wie diese zuerst in der Astronomie für die Zeit zuständig

waren, ehe man die Uhr erfand, die dann danach gestellt wurde.

Menschlichem Wesen ist „begreifen“ eigentümlich, „was du schwarz auf weiß tust haben, kannst du getrost nach Hause tragen!“. Auch die Metaphysik in ihrer Unendlichkeit, selbst unser räumlich gefaßter Himmel, die Götter usw. müssen, um verstanden zu werden, sich in dinglich bekannte Begriffe fügen. Nur was uns bekannt, jederzeit vor Augen steht, unser Lebensalltag, kann Grundlage jeder Erklärung sein, dieses Lutherische, dem Volk aufs Maul schauen. Es ist durchaus möglich, einem, sagen wir, biederem Schreinermeister letzte philosophische Erkenntnisse verständlich nahe zu bringen, nur müssen wir uns bequemen, mit ihm in seiner Begriffssprache zu reden, die seiner Werkstatt entliehen ist, die er täglich vor Augen hat, die er denkt, wenn er z. B. einen Schrank herstellt. Wir müßten eigentlich den bekannten Satz in der Genesis dahingehend umstellen, daß nicht Gott sich den Menschen zum Ebenbilde schuf, sondern umgekehrt! Er schuf sich seine Götter nach seinen Gewohnheiten! Weiteres Anliegen der Astrologie war, dem Menschen zu helfen, einen Weg zu finden, der von hier nach drüben führt. D. h.: Selbst in sogenannten „Goldenen Zeitaltern“ war der Mensch doch von manchen Unbequemlichkeiten heimgesucht. Es war daher zu allen Zeiten der Wunsch, schon hier Zustände zu erreichen, wenigstens sie sich zeitweise zur Anschauung zu bringen und zwar zur realen!, die als gutes Tun hier, im göttlichen Bereich drüben als Lohn zu erwarten waren. Gefördert wurde dies natürlich von den Wissenden, um hier Zustände zu schaffen, die ein gesittetes Nebeneinanderleben ermöglichten, wer sah, was er an Lohn drüben zu erwarten hatte, wenn er hier die Lebensregeln der Gemeinschaft beachtete, wer nur aus berufenem Munde davon erfuhr, einer Person vertraute, von der er genau wußte, daß diese in der Lage war, diese Reise zu unternehmen, und sie auch unternahm, war leichter zu beeinflussen.

Wer eine Reise unternehmen will in ein ihm un-

bekanntes Land, versieht sich rechtzeitig mit Unterlagen, Karten, die ihm den Weg weisen, Reiseführern, die Auskunft geben, wo man gut essen und trinken kann, wo ein bequemes Bett zur Nachtruhe ladet. Wo es nützlich, Rastpausen einzulegen, um in Beschaulichkeit Landschaft und sonstige schöne Dinge unbedingt zu betrachten, zu Nutz und Frommen!

Genau so die Reise in metaphysische Räume, um dort zur Anschauung des zu Erwarteten zu kommen. Den jeweiligen Sternen, Planeten wurden Räume zugeteilt oder Landschaften, in denen sie zu „Hause“ waren, wo man ihnen auf dem Wege begegnete, auf jener Fahrt, die wir auch die „Wanderung zwischen beiden Welten“ nennen. Sie wurden damit zu Wegweisern, tauchten sie am Wege auf, so wußte man Bescheid und richtete seinen ferneren Weg danach ein. Diese „mystische Wanderung“ ist uns in unzähligen Berichten immer wieder nahe gebracht worden, aber auch nur in symbolischen Andeutungen, in ganzen Zyklen, die sich in ihrer Aussage bis heute nicht geändert haben und für den Wissenden immer lesbar bleiben. Das Schema in der einfachsten Aussage lautet: (und so findet es sich in vielen Märgen z. B.!) Auszuziehen schon in diesem Leben, um unter mannigfachsten Mühen und Proben die jungfräuliche Braut zu gewinnen, die auf uns wartet und im Grunde unsere eigentliche Seele ist, das göttliche Sein in uns. Erreichen wir dies hier, so haben wir auch den Ruheplatz dort ewiglich! Sein Leben danach auszurichten, diese „Wanderung“ zu unternehmen, aus dem „rauen Stein“, dem ursprünglichem menschlichem Dasein, einen wohlgeformten „Quader“ zur jenseitigen Bauverwendung zu formen, war Streben zu allen Zeiten (vgl. Pastor Hermes – eine vielgelesene und noch im Mittelalter wohlbekannte, apokryphe Schrift des N. T.). Z. B. um den Kreis zu runden, der mittelalterlichen Steinmetzen. Doch ehe wir hier anknüpfen, wollen wir noch einmal auf die Symbole der Planeten zu sprechen kommen. Auch sie haben sich – zu allen Zeiten – ebenfalls fast gleichbleibend – nach irdischem Vorbilde gestaltet. Ei-



gentümlich sind ihnen gewisse geometrische Figuren und die dazu gehörigen kubischen Körper (vgl. im späteren noch Keplers Weltsystem, sehr schön wiederhergestellt im Keplerhaus zu Weil der Stadt!). Dazu Farben, Metalle, Steine und vielerlei mehr. Greifen wir dazu aus der Fülle ein Beispiel heraus! Luna und Sol, das Nacht- und Taggestirn, einmal, so berichten alle Völker, werden sie „heiraten“, und dann wird die ewige Seligkeit kommen, eine Stätte, eine ewige Stadt, in der die Heiligkeit unter den Seligen für immer Wohnung nimmt, wo weder Sonne, noch Mond, noch Sterne scheinen, nur noch das ewige Licht Gottes. So u. a. der Verfasser der Offenbarung Johannes, dieser beschreibt nun auch den Bau dieser Stadt und berichtet, daß sie u. a. aus reinem Glas und Gold gefügt ist. Nun ja! Gold ist das Metall Sols, Glas aber der Stein Lunas! Hier in der ewigen Stadt haben sie sich vereinigt!

Luna und Merkur haben als Metall beide das Silber, Luna, in der Astrologie der oberste Planet, der unsere Welt sozusagen kreisförmig umgibt, das Silber realiter, Merkur dagegen, der unter Luna steht, in der „flüssigen Form“, die Alten rechneten das Quecksilber zum Silber und nannten es u. a. *Argentum vivum*, das lebendige Silber. Luna war sozusagen die Ausgangsstation ins endgültige Jenseits, hier sammelten sich die dazu berufenen Seelen. Die Römer z. B., die es sich leisten konnten, dokumentierten hier schon ihre Platzansprüche dort, indem sie silberne Halbmondchen auf ihren Schuhen trugen. Und der arme Mann? Lebte da ein Glasmacher so um 100 + zu Köln am Rhein, der verfertigte seiner verstorbenen Frau Glaspantoffeln und gab sie ihr mit ins Grab, damit sie dort „auftreten“ konnte (vgl. Köln Museum für röm. Altertümer). Auch unsere Liebe Frau steht auf der Mondsichel, um uns von dort sicher hinüberzuleiten in die ewige Heimat, die in der Symbolik der Fixsternhimmel ist, eben jene Sternenkrone, die sie auf dem Haupte trägt.

Rekapitulieren wir am Anfang Gesagtes! Hier war eine Merkurstadt! Ein uns bekannter, er-

haltener Stein weist uns nun auch auf seine geometrische Form hin, es ist das Fünfeck, und so lassen sich auch alte Siglabdrücke erkennen. Ja, unsere Stadt ist offiziell abgesteckt nach einem Fünfeck, wobei die Spitze einer Ecke immer vorschriftsmäßig nach Sternennord weist, die Linie Osten entlang aber wird nach den bekannten Proportionen geteilt, und ergibt damit, rechtwinklig angelegt, Linien, die nicht genau die Ostrichtung ausweisen, aber für die Lage der Heiligtümer maßgeblich ist, wie hier, und auch heute, da Arbogast diese Meßart kannte, sie „wiederherstellte“, haben wir noch heute die verschobene Münsterachse, die nicht genau Ost zu West ist. Merkur – Silber – ja, daher auch der Name! Der schon in vielen langen Abhandlungen soviel Kopfzerbrechen verursacht hat – *Argentoratum* – die silberne – Stadt –! Die Merkurstadt!

Nach dieser nochmals notwendigen Abschweifung nun zurück zum Baubetrieb und deren hauptsächlich Ausführenden, den Steinmetzen! Aus römischem Bauwesen entwickelte sich im Laufe der Zeit das abendländische, an diesem Wege standen immer wieder Männer, die ihm das Bewußtsein wachhielten, an uralte mystische Symbole, an den Sinn kirchlichen Bauens, der den Weg von hier nach drüben zur Anschauung bringen sollte. Dazu gehört Benedikt, dazu einer seiner späteren Gefolgsleute, der Abt Wilhelm von Hirsau im Nordschwarzwald, der uns die erste – romanische Bauordnung – sagen wir Bauhüttenordnung – hinterlassen hat, und damit wohl als der Vater mittelalterlichen Bauhüttenbetriebs angesehen werden kann. Sein gotischer Erbe, Albertus Magnus, der große und gelehrte Dominikaner richtete dann in seiner Zeit den eigentlichen, uns bis zum Ende bekannten Hüttenbetrieb ein, von Freiburg nach hier kommend, und wohl auch den dort bekannten Erwin nach hier mitbringend, so wollen wir erst einmal vorsichtig postulieren (und stützen uns dabei auf C. Heideloff, der dies in dem erwähnten Buche schon recht feststellt). Gerade weil hier wohl die erste eigentliche gotische Bauhütte mit – auch ihrem vorwiegenden

esoterischen Lehrbetrieb – aufgerichtet wurde, weil hier eine so reine Bauidée des mystischen Weges am Münster installiert wurde, weil auch sonst die diversen Fakten, Maße usw. genau zu allem stimmten – wir meinen Geländemaße, weil alles dies vorhanden, nur nunmehr endgültig in eine Form gebracht werden brauchte, und auch restlos gelöst, in eine Form gebracht wurde, wurde Straßburg fortan Sitz und Zentrum aller deutschen Bauhütten, es war die Oberbauhütte, solange diese Einrichtung intakt war, nach der man sich in allem zu richten hatte. Wer nun aber der reichlich darüber erschienenen Literatur Glauben schenken will, der findet in solch einer Bauhütte, in dem Logensaal, abends nach des Tages harter Arbeit, schön geordnet, die Gesellen und Meister natürlich auch!, die begierig einem Vortragenden lauschen, der esoterische Kenntnisse verbreitet, dazu ein feierliches Interieur usw.

Nein, lieber Leser! So war es nie! Außer der strikt einzuhaltenden Arbeits- und Hausordnungen, die Gesellen waren Ledige und wanderten den Bauten zu, und wohnten daher in der Hütte und bekamen dort Kost und Logis, war der ganze Betrieb auf Freiwilligkeit gegründet. Wer wollte, den Drang – sagen wir nach Höherem hatte, der konnte hier zu den Vorträgen erscheinen, die sich zuerst einmal mit der Allgemeinbildung befaßten, und dann, je nach Fassungsvermögen, weiter und weiter anstiegen. Auch wurden die Grundzüge der Symbolik gelehrt, was z. B. die Spezialisten unter den Steinmetzen zugutekam. Wer meinte, es sei genug, um nun als Ballier – Vorarbeiter und Vertreter des Meisters, oder gar als einfacher Meister selbst einen kleineren Bau zu wagen, der schied wieder, ohne an Zwang des mehr gebunden zu sein, aus, oder beteiligte sich weiterhin als zwangsloser Zuhörer. Nur wenige aber schafften die Endstufe, Werkmann oder Werkmeister nannten sie sich, die nicht nur handwerkliche Spezialisten in ihrem Fache waren, sonder auch das Bauwesen in der Theorie aus dem Fundament im wahrsten Sinne des Wortes beherrschten, heute würden wir sie Ar-

chitekten nennen. Vor allem aber waren ihnen die letzten esoterischen Geheimnisse bekannt, die sie dann wieder in der gewohnten Aussage an ihren Bauten zum Ausdruck brachten. Natürlich war der Lehrbetrieb nicht „öffentlich“, wer hier mitmachte, und sei es auch nur für kurze Zeit, hatte das Gelübde strengen Stillschweigens zu beachten. Noch gab es keine Lehrbücher, die allgemein zugänglich, daher war alle Erfahrung, gesammelt in vielen Generationen, noch Geheimlehre, die man nur inter pares weitergab, und dann vor allem die esoterischen Kenntnisse, die – mißverstanden eventuell im Munde von Unwissenden ausgesprochen, unabsehbaren Schaden anrichten konnten, war doch vieles durchaus nicht geeignet, kirchlicher Obrigkeit Freude zu bereiten.

In der am Nachmittag gebrachten Festrede erwähnte Prof. Hans Reinhardt u. a. die Geschichte der Architektur und des Schiffsbaues. Indem er den zeitgenössischen Aspekt hervorhob – er stellte das Schiff wie ein Glaskäfig vor – dessen volle Teile, obwohl skulptiert, doch ziemlich beschränkt sind, usw. Außerdem unterstrich der Redner die „Abnormitäten“ an der Architektur und die unterschiedlichen Stile, die den inneren Teil des Schiffes kennzeichnen (vgl. nach D. N. deutsche Ausgabe No 215 Mardi 16. 9. 75 Lo III).

Auf weiteres Eingehen wollen wir verzichten und brauchen dem nichts hinzuzufügen! Betrachtet man das Münster nur von der Kunstgeschichte her, so kann man leicht zu dieser Folgerung gelangen!, aber das Wenige, was die alten Meister eventuell davon kannten, war auf ihren Wanderungen erworbenes Vergleichen alter und neuerer Bauten, die Erkenntnis von Zweckmäßigkeiten, die man kopieren konnte usw., aber bestimmt nicht mehr. Ja, es war ihnen eigen, aus der festen Materie einen „Glaskasten“ zu machen, ein durchsichtiges, leichtes Gebilde, das die Schwere der Maße vergessen ließ, den Blick nach oben zog, und den andächtigen Menschen seiner Erdschwere – seinem Erdendasein – entthob. Dies war stets ihr Bauanliegen, und dazu diesen Bau so auszurichten,

daß an ihm der mystische Weg erkennbar, ge-  
deutet und gelehrt werden konnte, seine Regeln  
und Merkmale, so daß man getrost und sicher  
ihn beschreiten konnte. Im gleichen Artikel  
findet sich nun dazu eine Anerkennung des Archi-  
preten und Chanoine P. Bockel, er zitiert  
(der Artikel!): Er (P. B.) sieht in der Architek-  
tur des Schiffes das Symbol des Heiligen (sic!  
mehr war es nicht und sollte auch nie sein!), ja er  
machte aus dem „Glaskasten“ (er führte ihn so-  
zusagen in seine Bedeutung zurück, eben Glas-  
kasten an sich!, nicht mehr zu sein und weni-  
ger), das Grab Christi, wo die Hoffnung auf die  
Auferstehung – das Licht – durch die Fenster  
dringt. Wir hatten leider noch nie Gelegenheit,  
mit dem Chanoine zu sprechen, aber aus seinen  
Worten schwingt jener Geist unserer alten Mei-  
ster, der ihnen eigen und sie befähigte, an einem  
solchen Bau einheitlich fortzuwirken.

Symbole waren auch Zahlen, die daraus sich er-  
gebende Harmonie, die uns in ihren Bauten  
immer so wohlthuend umfängt, ihre Wucht ver-  
gessen läßt, ja sich schließlich in reine Musik  
auflöst.

Damit haben wir den Punkt erreicht, wohin wir  
den Leser führen wollten. Jeder Meister er-  
lernte erst einmal sein Handwerk, war Lehrling  
sechs volle Jahre zumeist, konnte sich dann,  
freigesprochen, als Steinmetz der Bauhütte an-  
schließen und gelangte schließlich auf bespro-  
chenem Wege, nach eigenem Willen und Dazu-  
tun zu Meisterwürden und hatte damit wieder-  
um, erlangte er die letzte Stufe, Gelegenheit,  
seine Geheimnisse an einen berufenen Nachfol-  
ger weiterzugeben. Damit verbunden eben je-  
nes warum, warum man nur so bauen konnte  
und sollte und nicht so usw. Daher kam es nun,  
daß selbst wenn eine Baustelle ruhte, jeder neu  
herbeigerufene Meister, wie unser Bischof Ar-  
bogast, sofort, auch ohne großes Planmaterial  
wußte, wie es weiterzuhandhaben war. Selbst  
wenn er vom Handwerklichen her anders ge-  
schult war, so vermochte er doch diese seine Ei-  
genart immer – selbst wenn auch seine Gesellen  
so zu schaffen gewohnt waren – in den ganzen  
und großen Baugedanken einzufügen, es liegt

wohl mit daran, daß wir, wie auch hier, diese  
Meister, die die Reihe mit den anderen gerne  
einnahmen, nicht kennen.

Damit wollen wir den Punkt berühren, der un-  
sere These stützen soll, wozu Pläne, wie wir es  
heute gewohnt sind? Skizzen genügten vollauf,  
dazu allerdings detailliertes Zahlenmaterial,  
Papier gab es kaum, Pergament war teuer. Wie  
bei den Zimmerleuten wurden auf dem Hütten-  
hof die Formteile abgeschnürt in Originalgröße,  
danach wurde gearbeitet, meist mehrere Ge-  
sellen gemeinsam, es war Arbeit im Stück und  
wurde danach berechnet, jeder Geselle, gehörte  
er ersteinmal der Bauhütte an, hatte sein ihm ei-  
gentümliches Zeichen, welches er auf dem ferti-  
gen Stück anbrachte, oder aber der Ballier  
machte es mit Kreide (daher finden wir bei man-  
chen Bauten, wo dies Sitte, so wenig Steinmetz-  
zeichen!). Wenige Spezialisten, die aber ge-  
schult waren, so die Laubhauer, bestritten den  
ornamentalen Schmuck, schlugen die Plastiken  
vor, die dann von den eigentlichen Bildhauern  
zu jener meisterlichen Form gebracht wurden,  
die noch heute unsere uneingeschränkte Be-  
wunderung hervorruft. Zu all dem gehörten  
einfache Risse, diese wurden auf dazu zurecht-  
gemachten Brettern aufgezeichnet, maßstäblich  
angegeben, wie noch heute in kleinen Betrieben  
der Meister seinem Gesellen die Sache vor-  
zeichnet und erklärt, und er sich die Sache so-  
fort vor Augen stellen kann, so war es damals  
auch üblich. Diese Bretter konnten mehrmals  
wieder hergerichtet werden, bis sie ausgedient,  
ins Feuer wanderten oder sonstwie verschwanden.  
Und wie der Meister auch einmal mit Hand  
an die Arbeit legt, wie er korrigiert, wenn es  
notwendig, auch gerne solche Korrekturvorschläge,  
wenn sie vernünftig den Kern der Sache  
treffen, annimmt und zur Ausführung gelangen  
läßt.

Wir Heutigen sind gerne bereit, damaliges Tun  
mit einem, auch mystischen Schleier zu umge-  
ben. Dabei war das Schaffen damals durchaus  
reale und harte Arbeit, wie sie auch heute noch  
praktiziert wird (sogar mit gleichem Werk-  
zeug!). Einzig, wir wiederholen uns, war Ar-

chitekturwissen und die reine Symbolik Geheimwissen. Z. B. in der Konstruktion, jeder statische Fehler konnte, wenn überhaupt ein Mann damit zu tun bekam, der die Dinge nur vom Hörensagen vernommen hatte, unabsehbaren Schaden anrichten, Menschenleben in Gefahr bringen und was mehr. In der Symbolik, und machmal war für eine größere Aussage nur beschränkter Platz vorhanden, mußte man wissen, wie nun Schicht auf Schicht gelegt werden konnte, gleichsam auch ein Buch, bevor es gebunden wird, erst nach den Seiten zusammengelegt werden muß. Auch das ist dem Menschen eigentümlich, daß er den Glanz der vollen Wahrheit nur schwer ertragen kann, es muß ihm also langsam und Schritt für Schritt diese jeweilige Wahrheit nahe gebracht werden, und so sind auch die meisten Symbole eingerichtet. Wer, so auch heute, höchste Mathematik betreiben will, muß doch zuerst mit dem Einmal-eins beginnen und dann schrittweise vorgehen! Der Lehrende weiß es genau und wird sich hüten, alles mit einmal darzustellen, und der Belehrt ist ihm dankbar dafür! Schließen wir hier erst einmal den Kreis unserer bisherigen Gedanken, so stellt sich als Ergebnis unserer Betrachtung wohl ein nun 700jähriges Bauwerk dar, welches sich fachlich und stilgerecht zergliedern läßt, auch dessen geschichtliche Aussagen sind durch die Zeiten vernehmbar, und worüber genügend beim Feste gesprochen worden ist. Aber, dies war den alten Meistern nur außerordentlicher Ausdruck, eben ihres handwerklichen Meistertums, der Beweis, daß sie wohl in der Lage waren, die Materie aufzulösen (sozusagen aus Sandstein Brüsseler Spitzen herzustellen!). Wichtig war ihnen, in dieses Bauwerk ewig gültige Religion, ewig gültiges Sehnen nach Jenseitigem, besseren Dasein, hineinzuarbeiten, ja, jedes Bauwerk war ein Buch, ein Notenbuch, welches Musik und Harmonie verströmte, ewig lesbar und hörbar, steingewordenes, schon hier empfundenes Gottes schauen. Glied in einer Kette wollten sie sein, ein selbstgefertigtes, einer Kette, die durch die Jahrtausende immer wieder Mitarbeiter findet,

und von berufener Hand zu berufener Hand weitergeleitet wird, weitergegeben, auch heute und auch in Zukunft. Diese Arbeiter an der Kette, ihnen war die Astrologie heilig, diese gab ihnen die Regeln ihres Lebens und Seins, war Richtschnur und Führer von hier nach drüben. Daher wir zum Ende noch ein Weniges im Zusammenhang mit der Aussage des Chanoine P. Bockel über sie sagen müssen.

Das Grab Christi, aber nicht, wie man nun denken sollte, und wie es üblicherweise der Brauch! Das Grab Osten nach Westen. Besagtes Grab befindet sich in der Mitte des Schiffes, und zwar Kopfende nach Nord, die Füße nach Süden! Uns Astrologen erscheint in der Symbolfigur die Welt an sich als Viereck, noch hat sich im Sprachbewußtsein Worte wie Weltecken erhalten, mit dem sichtbaren Himmel ergibt das Ganze einen Kubus. Viereckig ist auch der vierte Planet von unten, die Sonne, daher diese für die Welt und den Himmel hier „zuständig“ ist. Legen wir dieses Viereck nun ums Münster, und darum ein weiteres, in welches Viereck nun der Tierkreis eingezeichnet wird. Nun ist zuerst einmal alles Symbolwerk, sofern es bildlich – figürliche Darstellung weist, immer von demselben Blickpunkt her zu erklären, genau noch so, wie es auch in der Heraldik gehandhabt wird. Osten ist immer oben, der göttliche Bereich, und danach haben wir uns absolut zu richten! wenn also Gott von hier herabschaut, bildlich!, so ist unten, Westen, rechts genauso da rechts, wo es oben ist. Für den Betrachter also alles spiegelverkehrt! Daher kommt es, daß die Winterhäuser des Tierkreises auf der Südseite – Sommerseite, der Lehrlingsseite, zu finden sind, die Sommerhäuser dagegen im Norden, der Winter- und Totenseite. Daher die Legenden und Lieder von Rosen, die im Winter blühen, in Eis und Schnee, wohl zu der halben Nacht. (Auch Apfelbäumen und der gleiche und grüner Rasen!). Westen die Gesellenseite, die Seite des Gerichtes, und Nord die Seite der vollendeten Meister. Entsprechend findet sich nun die Anordnung der Planeten, wie ersichtlich, dabei kommt der

unterste Planet, Saturn, in der Mitte zu stehen. Saturn! Die Tür, der Eingang, die schmale Pforte, wie auch seine Figur herzeigt zum Lehrhaus, und das Lehrhaus selber, das Katheder, von wo der Lehrer seinen Unterricht erteilt. Wir lernen im Leben nie aus und immer dazu, deshalb sein Stand in der Mitte, damit sein Bezug zu allen Seiten gleichmäßig. Dem Saturn ist das Blei und die schwarze Farbe eigen, ja Blei beschwert jeden Anfänger im Geist, und Finsternis beherrscht ihn, bis sich das Dunkel lichtet und die Klarheit über ihn kommt. So wußte es auch Jesus und legte danach seine Rede aus, wie wir ebenfalls in der Skizze andeuten, deshalb ist Saturn sein Leib, sein Ich, durch das wir wie durch eine Tür zu schreiten haben, zu seinen Füßen sitzen wir, bis er uns zu seinem Geiste, dem Kopf erhebt und uns dann nach dem Tode Raum in einer der vielen Wohnungen in seines Vaters Haus anweist.

Wir sagten Osten oben, hier finden wir auch Maria, unsere liebe Frau, bekannt sind nun mittelalterliche Bilder, die wir Pieta nennen, Maria mit dem toten Jesus im Schoß, auch hier liegt der Leichnam stets mit dem Kopf nach Norden, mit den Füßen nach Süden, seinem Geburtshaus zu. Dazu wollen wir auch ergänzend der Madonnenstatuen und Bilder gedenken, hier wird das Jesuskind stets zumeist auf der linken Seite gehalten, also auf der Südseite. Der mystische Weg, den es zu beschreiten gilt, und dessen Symbolik hier am Münster klar zu Tage tritt, beginnt stets auf der Südseite im Wassermannhaus, geht dann über West nach Nord, wo er im Haus Krebs endet. Dies weist uns auch das Zeichen aus. Hier nun sollen wir, um hinüberzugelangen, dies ist nur über Wassermann – Fische möglich. Zeichen Fische, sie schwimmen gegeneinander!, den selben Weg zurückgehen, gleichsam in uns hinabsteigen, wieder „Kind“ werden. „Wenn ihr nicht wie die Kinder werdet, werdet ihr das Himmelreich nicht haben, so und ähnlich hat Jesus uns oft gemahnt. Daher die Madonna mit dem Kinde! Nur so und in dieser Gestalt werden wir in ihren Armen ruhen können! Dieser Weg zurück hat unter vielen am

bekanntesten Augustinus uns in seinen Bekenntnissen geschildert.

Damit sind wir nun endgültig am Ende unserer Gedankenkette angelangt, und hoffen, mit dieser kurzen Darlegung dem Leser wenigstens einen Blick in jenen Garten gewährt zu haben, der seit eh und je das irdische Paradies aller jener Gottsucher war, jenes Paradieses, welches ein Spiegelbild des jenseitigen. Welches es galt, hier in gültige, begreifbare Form zu gießen, sei es in einem Kirchenlangschiff, oder in einem Werk, wie auch immer.

*Könichen um Körnchen  
Fügt sich zum Stein  
Hammer und Meißel  
Haucht Leben ihm ein!*

Alter deutscher Steinmetzspruch

---

# Die Grimmelshausenrunde ersteht wieder!

Die im Jahre 1936 von Hermann Eris Busse in Offenburg ins Leben gerufene „Grimmelshausenrunde“ ist durch Kriegs- und Nachkriegsereignisse in Vergessenheit geraten und hat praktisch aufgehört zu existieren. Dies war umso mehr zu bedauern, als sie gleich zu Beginn ihrer Tätigkeit großen Anklang gefunden und nach wenigen Jahren ihres Bestehens schon weit über die Ortenau hinaus großes Interesse gefunden hatte. Sollte sie doch nach den Vorstellungen ihres Gründers H. E. Busse „den Dichter Grimmelshausen und sein Werk veredeltermaßen breiten Kreisen, dem ganzen Volk bekannter (zu) machen“. So haben sich einmal im Jahr alle Grimmelshausenfreunde und -kenner reihum in den „Grimmelshausenstädten“ Offenburg, Oberkirch und Renchen getroffen. Im Mittelpunkt dieser Treffen stand jeweils der Vortrag eines namhaften Grimmelshausenforschers, der mit seinen Ausführungen neue Forschungsergebnisse und Deutungen über den Dichter des Simplicissimus und sein literarisches Schaffen darbot.

Bekanntlich ist J. J. Grimmelshausen am 17. August 1676 als Schultheiß der bischöflich-straßburgischen Stadt Renchen gestorben und liegt auch dort begraben. Aus Anlaß der 300. Wiederkehr von Grimmelshausens Todestag am 17. August 1976 finden in den Städten Oberkirch und Renchen „Grimmelshausentage“ statt. In dankenswerter Weise hat der Bürgermeister der Stadt Renchen beim Landesverein Badische Heimat angeregt, aus diesem Anlaß die einst vom 1. Vorsitzenden H. E. Busse so erfolgreich begonnene Grimmelshausenrunde wieder neu zu beleben und hat hierzu die Unterstützung der Stadt Renchen angeboten. Es versteht sich von selbst, daß die „Badische Heimat“ dieser Anregung als einem kulturellen Auftrag und nicht nur um der Tradition willen allein verpflichtet ist. Dank der tatkräftigen Förderung durch Bürgermeister Huber von Renchen konnte dort im Frühjahr 1976 die Grimmelshausenrunde sich neu konstituieren.

Sie wird zum Abschluß der Renchener Grimmelshausentage am 17. August 1976 im Rahmen einer kleinen Feier durch den 1. Landesvorsitzenden unseres Vereins der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Im Mittelpunkt dieser Feier steht die Festansprache von Professor Camille Schneider, Präsident der Académie d'Alsace in Straßburg. Professor Schneider ist zugleich Mitglied dieser neuen Grimmelshausenrunde, die ihren Wirkungskreis nicht nur auf die sog. Grimmelshausenstädte der Ortenau beschränken, sondern auch Kontakte über den Rhein hinüber nach Straßburg aufnehmen und pflegen will.

Die Feier am 17. August 1976 um 10.00 Uhr in der Festhalle Renchen hat folgendes

## *Programm:*

- Wiederbegründung der Grimmelshausenrunde durch den Landesverein Badische Heimat e.V.
- Streichorchester der Stadt Renchen
- Begrüßung durch Bürgermeister Huber, Renchen.
- Vorstellung der Grimmelshausenrunde durch den 1. Landesvorsitzenden, Dr. Laubenberger
- Festansprache, Prof. Camille Schneider, Präsident der Académie d'Alsace, Straßburg
- Streichorchester der Stadt Renchen

Alle Mitglieder, Ortsgruppen und Freunde der „Badischen Heimat“ sind zu dieser Veranstaltung herzlich eingeladen. Wer sich den ganzen Tag Zeit nehmen will und kann, hat Gelegenheit, am Nachmittag die Gedächtnisausstellung „Grimmelshausen und seine Zeit“ im nahe gelegenen Oberkirch (Stadthalle) zu besuchen. Am Abend des 17. August findet in Renchen eine Grimmelshausengedenkstunde statt, die vom Hist. Verein für Mittelbaden „Ortenau“ veranstaltet wird.

# Das ehemalige Germania-Gebäude

Ein Straßburger Geschäftshaus des späten 19. Jahrhunderts

*Hans Jakob Wörner, Freiburg*

Straßburg hat zu Ende des 19. Jahrhunderts eine starke bauliche Erweiterung erfahren, was sich insbesondere in den weiten, nach der Planung der Architekten Conrad und Orth 1877 ff. angelegten Quartieren der Stadterweiterung im Nordosten zeigt, deren Schwerpunkte der ehemalige Kaiserplatz (Place de la République) und, durch eine überaus repräsentative städtebauliche Achse, die ehem. Kaiser-Wilhelm-Straße (Avenue de la Liberté), mit diesem verbunden, der Universitätsplatz (Place de l'Université) sind.

Bekanntlich gehörte in dieser Zeit Straßburg – gezwungenermaßen – zum Deutschen Reich; und eine von nationalistischen Gesichtspunkten bestimmte ältere Literatur versuchte denn auch, die große Straßburger Stadterweiterung einseitig als ein Werk der deutschen Verwaltung darzustellen. Es sei hier vorweggenommen, daß diese Darstellung nach unserer Auffassung falsch ist: Wohl vermochte das Deutsche Reich im Sinne einer architektonischen Machtdemonstration städtebaulich bedeutende Grundstücke mit öffentlichen Bauten zu besetzen, die stilistisch (mehr oder weniger) den damals modernsten Stand der deutschen Architektur vertreten bzw. vertreten sollten. (Daß selbst bei diesen offiziellen Bauten, zumindest in den ersten Jahrzehnten nach 1870, andererseits auch nicht immer in einer engen Weise versucht wurde, „deutsche“ Formen architektonisch zur Geltung zu bringen, ist ein anderes Problem und wird beispielsweise von der geistreichen Renaissance-Haltung des 1879–1884 von Otto Warth, Karlsruhe, erbauten Universitätsgebäudes belegt.) Die ganze Straßburger Stadterweiterung wäre aber nicht zum Tragen gekommen und hätte sich niemals in so reicher Weise

entfalten können, wenn es nicht eine große Zahl von Straßburger Bauherren und Geschäftsleuten gegeben hätte, welche den Willen und die Mittel hatten, in den neuen Stadtvierteln Geschäftshäuser und Wohnbauten zu errichten. Auch profitierte hier Straßburg allgemein von der günstigen Wirtschaftslage und der Baukonjunktur des späten 19. Jahrhunderts, die bekanntlich eine allgemein europäische Erscheinung war und die sich grundsätzlich ähnlich etwa in französischen Großstädten dieser Zeit beobachten läßt.

Daß nun in den neueren Straßburger Stadtvierteln die vorwiegend dem Straßburger Großbürgertum angehörenden privaten Bauherren den durch die offiziellen, von der deutschen Verwaltung errichteten Bauten akzentuierten Stadtplan sehr oft mit Geschäfts- und Wohnbauten füllten, die im Geist der Pariser Ecole des Beaux Arts gehalten waren, ist eine für Elsaß-Lothringen typische Erscheinung und kann hier nicht weiter erörtert werden.

Es gibt freilich gerade auf diesem Gebiet auch Ausnahmen, indem deutsche Firmen, Versicherungsgesellschaften usw. mit ihren eigenen Architekten in der Straßburger Neustadt Geschäftshäuser erbauten. Eines der prominentesten Beispiele dieser Art soll hier im folgenden besprochen werden: das sogenannte Germania-Gebäude.

Dieses, einen städtebaulich höchst bedeutsamen Platz, nämlich das Eckgrundstück an der Südflanke des Universitätsplatzes (Ecke Universitätsplatz/Dietrichstaden = Quai du Maire Dietrich) einnehmende Bauwerk wurde im Auftrag der Stettiner Lebensversicherungsgesellschaft Germania 1883–1885 von den bekannten Berliner Architekten Kayser und von



*Das ehemalige Germania-Gebäude nimmt in der nach 1877 angelegten Neustadt zu Straßburg an der Südflanke des Universitätsplatzes, Ecke Universitätsplatz/Dietrichstaden/Nikolausring (Place de l'Université/Quai du Maire Dietrich/Boulevard de la Victoire) eine städtebaulich wichtige Stellung ein.*

Foto: H. J. Wörner, Freiburg

Großheim errichtet und – durchaus im Sinne des modernen Vielzweck-Geschäftshauses – neben den versicherungseigenen Geschäftsräumen in großem Umfang zur Aufnahme von Geschäften, einem bekannten Restaurant und Luxus-Wohnungen bestimmt.

Die Tatsache, daß hier ausgerechnet eine Stettiner Lebensversicherungsgesellschaft ein Geschäftshaus errichtete, hat ihre spezifische Vorgeschichte. Es sei zunächst erwähnt, daß diese Lebensversicherungsgesellschaft gegen Ende des 19. Jahrhundert eine der größten und kapitalkräftigsten im Deutschen Reich war (1894: 135000 Versicherte, 33 Millionen Goldmark Kapital), höchstens noch konkurrenziert durch die Gothaer Lebensversicherungsgesellschaft. Da die Institution der Lebensversicherung wie anderswo so auch im Elsaß weiter zurückgeht, so waren es naturgemäß französische Lebens-

versicherungsgesellschaften, die im französischen Elsaß vor 1870 bereits tätig waren und die es auch nach dem deutsch-französischen Krieg weiterhin blieben. – Daß das Elsaß 1871 zwangsweise dem Deutschen Reich einverleibt und preußischer Verwaltung unterstellt worden war, hatte naturgemäß seine schwerwiegenden Folgen, was sich in der sog. Protestlerbewegung und im Widerstand der katholischen Kirche gegen die Annexion und die preußische Verwaltung offenbarte. Daß bei alledem entgegen der offiziellen Darstellung die Zeit nicht für sondern gegen die deutsche Verwaltung arbeitete, gelangt in dem eindrucksvollen historischen Portrait der damaligen Zustände in Elsaß-Lothringen, das E. M. Mungenast in seinem Roman „Der Zauberer Muzot“ zeichnet, eindrücklich zur Darstellung.

Zu den Zwangsmaßnahmen, welche die deut-



sche Verwaltung angesichts ihrer Erfolglosigkeit ergriff, gehörte die 1881 erlassene Verfügung, wonach französischen Versicherungsgesellschaften ihre Geschäftstätigkeit in Elsaß-Lothringen untersagt wurde, aus Furcht davor, daß deren Vertreter die Bevölkerung in politischem Sinne beeinflussen könnten. „Den französischen Versicherungsgesellschaften, deren Vertreter in jenem Sinne eifrig thätig waren, wurde 1881 der Geschäftsbetrieb in Elsaß-Lothringen verboten“. Die geschäftstüchtige Stettiner Lebensversicherungsgesellschaft Germania wußte in die Lücke zu springen und einen neuen Markt für sich zu erschließen.

Das umfangreiche Geschäftshaus Germania in Straßburg entwickelt sich viergeschossig um einen Innenhof, entsprechend dem Baugrundstück über der Grundrißform eines unregelmäßigen Hufeisens; Die drei Fassaden wenden sich dem Universitätsplatz, dem Dietrichstaden und dem Nikolausring (Boulevard de la Victoire) zu. Einfahrten in den Innenhof, die sich der Fassadengliederung unterordnen, führten ursprünglich von allen drei angrenzenden Straßen in den Gebäudeblock. Die äußere Gestalt des Baus ist, in Backstein mit Hausteingliederungen und reichsten Dachaufbauten (nicht mehr alle erhalten), in „französischer Renaissance“ (aus Berliner Sicht) gehalten.

Das Berliner Architekturbureau Kayser und von Großheim gehörte zu den bekanntesten und am meisten beschäftigten Architekturbureaus dieser Zeit in Berlin und großen Teilen des Reichs.

Der Geheime Baurat Dr. ing. h. c. Heinrich Joseph Kayser, geb. 1842 in Duisburg als Sohn eines Zinngießers, hatte sich zunächst der Ingenieurkunst (Schlosser- und Maschinenfach) zugewandt und gelangte 1861 zur Architektur. Seine hauptsächlich architektonische Schulung erhielt er 1866/67 bei dem bekannten älteren Berliner Architekten Richard Lucae an der Berliner Bauakademie, wo er auch seinem späteren Compagnon Karl von Großheim begegnete. Bemerkte sei noch, daß H. J. Kayser eine ganze Reihe von Schlössern für alte und neue Adelsge-

schlechter baute und am Bau des Schlosses Strousberg in Zbirow (Böhmen) mit dem Architekten August Orth, der als Stadtplaner in Straßburg wiederbegegnet, zusammenarbeitete. 1872 gründete er in Berlin das Architekturbureau Kayser und von Großheim, welches „durch vierzig Jahre hindurch eine für Berlin und das Reich (besonders das Rheinland) sehr bedeutsame Bautätigkeit ausgeübt hat“.

Der Architekt Karl von Großheim, geboren 1841 in Lübeck, hatte zunächst das Handwerk des Zimmermanns erlernt und wandte sich dann der Baukunst zu. Er arbeitete mit dem älteren Architekten von der Hude zusammen, der, abgesehen von der Hamburger Kunsthalle, (zusammen mit Henricke) vor allem durch die Erbauung von Berliner Grand-Hotels wie dem „Central-Hotel“ am Bahnhof Friedrichstraße und dem Hotel „Kaiserhof“ bekannt wurde. Nach dem Besuch der Berliner Bauakademie, insbesondere bei Heinrich Strack und Richard Lucae, arbeitete Karl von Großheim während dreier Jahre im Atelier des später als Stadtplaner von Straßburg bereits genannten August Orth. – Karl von Großheim starb 1911, Heinrich Joseph Kayser 1917, beide in Berlin.

Von 1872 an errichteten beide Architekten ohne unterscheidbare Eigenanteile ihre Bauten gemeinsam. Das Architekturbureau Kayser und von Großheim wurde rasch zum Spezialistenteam für den Geschäftshausbau, Bankbau und insbesondere auch für die Errichtung von Häusern der Versicherungsgesellschaften.

Um die Jahrhundertwende bestimmten die durch Kayser und von Großheim errichteten Bank- und Geschäftshausbauten die Berliner Innenstadt wesentlich. Bereits aus den siebziger Jahren datiert auch die Zusammenarbeit zwischen dem Architekturbureau Kayser und von Großheim und der Stettiner Lebensversicherungsgesellschaft Germania, die einen wichtigen Teil ihrer Geschäftstätigkeit in Berlin abwickelte und der sicherlich bekannt war, daß sich Kayser und von Großheim bereits als Spezialisten des Bankbaus ausgewiesen hatten. (z. B. Nordd. Grundkreditbank 1872/73).

Auch die Stettiner Lebensversicherungsgesellschaft Germania wollte in der aufblühenden neuen Reichshauptstadt in repräsentativer Weise präsent sein und errichtete auf einem prominenten Grundstück, an der Ecke der Friedrichstraße und der Französischen Straße ein Geschäftshaus für ihre Berliner Niederlassung, wobei Kayser und von Großheim den Planungsauftrag erhielten. Die Lebensversicherungsgesellschaft Germania muß mit der Tätigkeit der Architekten Kayser und von Großheim sehr zufrieden gewesen sein, da sie noch weitere Aufträge an diese vergab. Die gleiche Lebensversicherungsgesellschaft Germania beauftragte Kayser und von Großheim auch mit dem Bau eines Geschäftshauses für ihre Niederlassung in Frankfurt a. M.

Auch andere Banken und Versicherungsgesellschaften ließen ihre Berliner Geschäftshäuser durch Kayser und von Großheim errichten. Z. B. die Versicherungsgesellschaften New York, Concordia, Nordstern usw.

Das Ansehen des Architekturbureaus Kayser und von Großheim war, nicht nur durch die ausgeführten Bauten, sondern auch durch hervorragende Ergebnisse bei einer großen Zahl von Wettbewerben so hoch, daß ihnen auch große Staatsbauten übertragen wurden. Unter diesen seien vor allem der Bau der Hochschule für die bildenden Künste in Berlin (1898–1902) und das ehem. Reichsmilitärgericht (1907 bis 1910) genannt. Auch ist hervorzuheben, daß die Architekten den Wettbewerb um das Berliner Reichstagsgebäude, der zu den größten Architekturkonkurrenzen des 19. Jahrhunderts gehört, nur knapp verfehlte. Abschließend sei erwähnt, daß sich Kayser und von Großheim auch im Ausstellungsbau, dem bedeutendsten Erprobungsfeld für viele Neuerungen technischer und gestalterischer Art im 19. Jahrhundert hervortaten (Landesausstellung 1886 im Park am Lehrter Bahnhof zu Berlin).

Die künstlerische Entwicklung der beiden Architekten ist außerordentlich weit gespannt, sie spiegelt recht eigentlich die Entwicklung der Berliner Architektur und eines wesentlichen

Teiles der deutschen Baukunst über vier Jahrzehnte, nämlich von 1872 bis gegen 1910 wider. Diese künstlerische Entwicklung ist auch deshalb von besonderer Bedeutung, weil die beiden Architekten mit einer außerordentlichen Sensibilität und Raschheit auf die jeweils modernsten Bestrebungen reagierten, diese auch beeinflussten. Wenn man die frühen Bauten der beiden Architekten, etwa die ersten von ihnen errichteten Bankgebäude mit den spätesten Bauten wie den Wohnhäusern in der ehem. Sophienstraße (jetzt Bellstraße) in Berlin bzw. dem gewaltigen Bau der Hochschule für die bildenden Künste in Berlin vergleicht, so hält man es auf einen ersten Blick kaum für möglich, daß diese Bauten von denselben Architekten errichtet wurden, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß mehr als dreißig Jahre zwischen ihnen liegen.

Im folgenden seien einige ganz kurze Bemerkungen über die künstlerische Entwicklung der Architekten Kayser und von Großheim erlaubt und darin die Einordnung des Straßburger Germania-Gebäudes aufgezeigt.

Zu den frühen Werken der Architekten gehört das 1872/73 errichtete Gebäude der Norddeutschen Grundkreditbank in Berlin, Behrenstraße 7a. Dieser Bau, dreigeschossig, in strengen Frührenaissanceformen mit seinem rustizierten Erdgeschoß, darin Rundbogenfenster, mit seinen toskanischen Fensterädikulen in den Obergeschossen, dem Wechsel von dreiecks- und stichbogengiebligen Verdachungen und dem breiten triglyphierten Kranzgesims zeigt noch stark die Nachklänge des Berliner Klassizismus sowie die Anlehnung an die Lehrer Heinrich Strack und Richard Lucae. Schon hier fällt die raffinierte Grundrißausnutzung auf dem unregelmäßigen Baugrundstück auf. „Die Lage auf einem Eckgrundstück gab Veranlassung zur Ausbildung der Fronten im Sinne italienischer Palastarchitektur“.

Während das überaus noble Lessingsche Wohnhaus, Voßstraße 17 (das sich inmitten einer Reihe hervorragender großbürgerlicher und patrizischer Stadthausbauten, wie etwa dem Pa-

lais von Pringsheim, auf der Nordseite der Voßstraße 'befand, wurde mitsamt dieser ganzen Häuserzeile 1939 zugunsten von Hitlers neuer Reichskanzlei abgebrochen) 1873/74 noch in grundsätzlich der gleichen Stilhaltung wie die Norddeutsche Grundkreditbank verharret, zeigen die Bauten der achtziger Jahre ein gänzlich anderes Gesicht. Als Beispiel hierfür sei der noch heute bestehende 1883/84 errichtete Bahnhof Westend der Berliner S-Bahn angeführt. Hier ist die strenge, nachklassizistische Blockform verlassen zugunsten einer Gruppe von meist spitzgiebligen Baukörpern, wobei an die Stelle der italienischen Früh- und Hochrenaissance einzelne Formen der deutschen Renaissance treten mit einer durch zahlreiche Aufbauten bereicherten Silhouette. Eine ähnliche Grundauffassung zeigt das nunmehr in

reichsten Formen der deutschen Renaissance im Wechsel von Backstein und Hausteingliederungen mit Volutengiebeln, überkuppelter Vorhalle, Erker, Dachreiter usw. errichtete Buchhändlerhaus in Leipzig. In die gleiche Epoche gehört auch das überaus reich ausgestattete Wohnhaus Hildebrandtstraße 14 in Berlin, das einen durch zwei Geschosse greifenden Wohnraum mit schmiedegitterbewehrter Balustrade und einen in diesen Wohnraum hineinragenden Erker in in Barockformen zeigt.

Wiederum eine ganz andere Welt verkörpert die 1898–1902 errichtete Hochschule für Musik in der Fasanenstraße in Berlin. An die Stelle des spitzgieblig aufgegliederten Baukörpers und des Formenschatzes der deutschen Renaissance und der hierzu gehörenden gewissen Asymmetrie ist hier die Rückkehr zu mehr geometri-

*Heute ist in dem auf den Namen Gallia umgetauften Gebäude im Bereich des Restaurants die Studenten-Mensa untergebracht, und das Geschäftshaus erfüllt heute noch seine Zwecke, obschon die Stettiner Lebensversicherungsgesellschaft Germania längst nicht mehr existiert.*

Foto: H. J. Wörner, Freiburg



schen Kuben, zu strengerer Symmetrie festzustellen, verbunden mit eher strengen Barockformen (etwa im Sinne französischer Fassaden des 17. und 18. Jahrhunderts bzw. der hierzu in Beziehung stehenden Berliner Zeughausfassade). Festzustellen ist in diesem Zusammenhang auch das Auftreten des barocken Pavillon-Systems mit eigenen Mansardenwalmdächern über den Risaliten, z. B. im Sinne der Schlösser von Aschaffenburg oder Pommersfelden.

Bei den spätesten Bauten, etwa bei der Gruppe der Wohnhäuser Bellstraße (früher Sophienstraße) Nr. 14–18 bzw. Nr. 22 und 28, erbaut 1904 ff., bzw. bei dem großen, noch bestehenden Bau des ehem. Reichsmilitärgerichts (heute Kammergericht), erbaut 1908, dominiert, der allgemeinen Entwicklung entsprechend, ausschließlich eine Synthese von einfacheren Barock- (bzw. Louis-XVI-) und Jugendstilformen. Der Baublock erhebt sich nun in geschlossener, eher weich modellierter Fülligkeit. Diese Entwicklung hatte sich bereits bei dem großen, 1898–1902 erreichten Bau der Hochschule für die bildenden Künste an der Hardenbergstraße in Berlin (Bau mit gewissen Vereinfachungen erhalten) angebahnt, wobei die dortige streng beobachtete Symmetrie nun neuerdings wieder einer möglichen Asymmetrie der Baukörper gewichen ist.

In dieser von Nachklassizismus/Berliner Neurenaissance in der Art von Heinrich Strack und Richard Lucae bis zu den reinen Neubarock-Jugendstilbauten nach 1900 reichenden, weit gespannten Entwicklung hat das Straßburger Germania-Geschäftshaus seinen genau bestimmten Platz; es gehört in jene Phase der achtziger Jahre, welche, markiert etwa durch den Bahnhof Berlin-Westend, gekennzeichnet ist durch die spitzgieblige Auflösung der Dachzone und durch die Vorliebe für die Formen der deutschen Renaissance.

Das Germania-Haus in Straßburg bereichert diese Phase durch eine wesentliche Variante, durch die hier erfolgte Anwendung französischer Renaissanceformen. Man kann hierin den Versuch einer gewissen Anpassung an die fran-

zösische Vergangenheit sehen, die hier wohl kaum absichtslos erfolgte. Andererseits ist auf die enge Verwandtschaft des Germania-Geschäftshauses in Straßburg mit dem großen Berliner Geschäftshaus Jacob Ravené und Söhne in der Wallstraße (unweit des Märkischen Museums; nicht erhalten) hinzuweisen, das die schärfsten Konkurrenten von Kayser und von Großheim, nämlich das ebenfalls bekannte Berliner Architekturbureau Ende und Boeckmann errichtete. – So ist denn das Straßburger Geschäftshaus Germania zu einem Zeugnis Berliner Architektur in Straßburg geworden.

Die Straßburger selbst allerdings empfanden wohl weniger die Geschäftshäuser dieser Art als vielmehr die offiziellen deutschen Staatsbauten, allen voran den Kaiserpalast (Palais du Rhin) als fremd und als Demonstration der Besatzungsmacht, so daß Hansi in seinen berühmten Satireblättern den elsässischen Landsleuten sagen konnte: „Les allemands ne vous pardonneront jamais que vous n'estimez pas les délices de l'architecture néo-schwob“.

Frankreich erhielt das ihm gehörige Elsaß 1918 zurück, die Stettiner Lebensversicherungsgesellschaft Germania existiert nicht mehr, Stettin, der Hauptsitz der Erbauerfirma, ist seit 1945 polnisch, das Germania-Gebäude in Gallia umgetauft, im ehemaligen Restaurant die Studentenmensa untergebracht und von geistreichen jungen Menschen bevölkert, erfüllt noch heute, nach bald 100 Jahren, in jeder Hinsicht seinen Zweck.

---

#### *Literaturverzeichnis (Auswahl)*

Berlin und seine Bauten. Hrsgg. vom Architektenverein zu Berlin. 2 Bde. Berlin 1877

Straßburg und seine Bauten. Hrsgg. vom Architekten- und Ingenieurverein für Elsaß-Lothringen. Straßburg 1894

Joseph, D.: Geschichte der Baukunst. Dritter Band 1/2. Leipzig o. J. (ca. 1900)

Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin. Bezirk Tiergarten. Berlin 1955

Bezirk Charlottenburg. 2 Bde. Berlin 1961 (dort weitere Literatur)

# Martin Wetzel – Selbstbiographie

mit Vor- und Nachwort von Prof. Dr. P. Meyer-Siat, Straßburg

## Vorwort

Im September 1863 zog sich Martin Wetzel (1794–1887), der damals und seit etwa acht Jahren (nach dem Ausscheiden des Orgelbauers Wegmann) der einzige Orgelbauer in Straßburg war, aus dem aktiven Leben zurück, übergab sein Geschäft seinen Söhnen Emile (1822–1910) und Charles (1828–1902) und lebte von seinen Mieten: er hatte es nämlich zum Besitz mehrerer Häuser gebracht. Er hatte ein hartes, arbeitserfülltes Leben hinter sich, das 1857 seine Krönung im Zugang zur Münsterorgel gefunden hatte.

Auf Drängen seiner Angehörigen unternahm der 73jährige Martin Wetzel die Niederschrift seiner Biographie. Er brachte es auf 28 Seiten im Schulheftformat. Und das ging von seiner Jugend in Seppenhofen über seine Lehrzeit in Molsheim bis zur Straßburger Blockade 1814; die Schrift bricht mitten im Satz jäh ab.

Die Nachkommen haben das Heft aufbewahrt, obschon sie es nie haben lesen können: der Text ist in *einem* Fluß geschrieben, ohne Absatz und ohne Interpunktion. Um ihn leserlich zu gestalten, haben wir ihn diesbezüglich zurechtgestutzt; Majuskel nach Punkt stammt meistens von uns, sowie die Klammern, in denen wir einige doch zu schwer deutbare Wörter erklären. In Wetzels köstlicher Mundart findet man badi-sche und elsässische Züge (meine Mutter war eine „wiffe“ Frau) mit französischen Wörtern (arrangement, Schini = génie, Sossidet = Sozietät, associé, usw.) und Überbleibsel einer sporadischen Schulbildung (Indikativ Imperfekt). Hat etwa Wetzel das rheinländische „hingelegt“ = hingelegt von Mainz zurückgebracht, wo er von März 1817 bis Mai 1818 gearbeitet hat?

Außer diesen mundartlichen Fragen bietet

Wetzels Lebenslauf eine bildhafte Beschreibung der Zustände in einem abgeschiedenen kleinen Dorf (Seppenhofen) des Schwarzwaldes während der Revolution (Refelutzion): diese schrecklichen Jugenderlebnisse, wo im Hintergrund die Liebe zur Mutter (1764 bis 10. 4. 1820) durchschimmert, sind dem alten Mann in lebendiger Erinnerung geblieben. Es gibt wohl nicht mehr viel dergleichen Zeugnisse erster Hand aus jener Gegend und jener Zeit.

## Lebensbeschreibung 1867

von mir, Martin Wetzel, selbst geschrieben.

1794 bin ich auf dem schwartzwalt Großherzogthum Baden dazumal im Fürst von Fürstenberg gehört, in einem armen kleinen Dorf, welches zu dem Stetel Löffingen gehört, welche nur 10 minuten voneinander sein, im Nowember 1794 geboren worden. Es war gerade in der bösen zeit von der frantzösichen Refelutzion, wo die Franzosen mit gantz Deischlant Krig gefirt haben, wodurch beinah gantz Deischlant in armut gefallen ist.

Meine Mutter hat sich 1791 zum zweiten mal, als Witfrau mit 6 Kinder und eins war gestorben, mit meinem Vater verheirat, welcher auch aus dieser gegent geboren war, aber hat beinah seine ganze lebenszeit in fremden länder zu gebracht, haubtsechlich die längste zeit in Berlin, woselbst er den Uhren handel gedriben hat mit noch zwei Assosie. Und der Bruder von meiner Mutter war Uhrenmacher auf dem Schwartzwald, welcher auch zugleich der Uhren Spedidor für diese 3 Assosie gewesen ist.

Mein Vater war auch Witman und hate eine Tochter, welche aber schon verheirat war, und hate Vermögen. Mein Vater war schon bei Jahren; hat sich von der Sossidet zurück gezogen und ist von Berlin in seine Heimat, wo seine

Dochter verheirat war, welches Ort nur eine halbstund von unserem Ort entfernt ist. Als mein Vater Berlin verlasen hat, hat er seine ganze barschaft auf die Post getan, und ist als dan nach Haus. Als er eine zeit lang zu Haus war auf sein gelt gewartet hat, kam kein gelt an. Er gie auf die Post, zeigte sein garanti schein. So gleich hat der selbe Postmeister an den geschrieben, welcher den garantischein ausgestellt hat. Aber leider kam die antwort, das selbiger Postmeister Bankrot gemacht hat, und sei im Teuffel zu, so das man nichts von ihm weis. Also war mein Vater in der Armut.

Under diser zeit ist mein Vater mit meiner Mutter bekant geworden, und hat sie geheirat, gerade in dem augenblich, wo der Krig überal ausgebrochen ist. Unsere gegent war gantz mit soldaten überschwebt, balt österreicher, balt Franzosen, so das alles zu grund gegangen ist. Mein Vater, der in fremden lender gewont gewesen ist, ein gutte Bürgers Kost zu haben, musste mit einer armen bauer Kost Verlib nehmen, woran er sich nicht gantz gewehnen konte. Und die großen Krigs zeiten, die damals waren, haben mein Vater leichtsinig gemacht. Und hat angefangen zu trinken, weil er gesehen hat, das doch alles zu grunt geht. Um sich gelt zu verschafen, hat er Frucht verkauft, um das er imer etwas gelt in der Dasche hate, um ein Schopen trinken zu können. Nun aber sagte die Mutter uns Kinder oft, wan der Vater bedrunken zu Haus gekommen ist, das man sich leicht (. . . ? . . .) händel entstanden sein. Meine Mutter, die sehr sparsam gewesen ist, und auch eine sehr wiffe Frau gewesen ist, hat es oft gedonert. So wan die Mutter recht gedonert hat, so hat der Vater sich auf den boden gelecht und gesagt: weib, du hast recht; da lig ich; zertrit mich wie ein Wurm. Auf solche reden hin, hat alsdan die Mutter den Vater am Arm genomen und auf gehoben. Damit war alles vorbei.

Das Elent wurde aber so groß, das mein Vater das halbe Haus verkaufen musste, weil imerwerent der Krig gedauert hat, von anfang der 90 Jahre bis 1806, welches mir noch gut gedenck. Und werent dieser zeit güng alles zu grund. Was

die Franzosen nicht rauben und stehlen konden, haben sie alles zerschlagen.

Werent dieser elenden zeit hat meine Mutter auch noch drei Kinder von meinem Vater bekommen, nemlich ein knabe, der zwei Jahr älter war als ich.

In dieser zeit ist mein Vater sehr müshandelt worden, so das er die Flucht in den Walt genomen hat. Danach haben sie ihn bekommen, haben ihn mit gewalt auf einen Stein gesetzt, und ihm die schu ausgezogen, und ihm ein par alte schlaben hin geschmissen. *Anmerkung:* vgl. Lucian Reich „Hieronymus“ S. 194 und Abb. neben S. 160. Der erwähnte (1796) „Vetter Galli“ war der Ölmüller Gallus Götz in Hufingen und ein Vorfahre der dort ansässigen Sulzmann. Under dessen haben die anderen soldaten im Haus die Mutter verfolgt, so das einer mit dem bloßen sabel bis under das Dach auf die Bihn nach ist, wo sie nicht mehr weiter hat komen können. Un hat sich an das Dach angelehnt und auf Deusch gesagt: Hau zu, du hund. Auf das wort hiñ, welches der soldat wohl nicht verstanden hat, darauf den säbel eigesteck, und ist ruhig die Stege hinunder geganan, und meine Mutter frei gelassen.

In dieser zeit wurde mein Vater krank, und so krank, das er die Stunde zum voraus gesagt hat, wo er sterben wirt (21. 3. 1798). Er sagte meiner Mutter am morgen, wo er am Midag gestorben ist, sie sol nur achtung geben, wan der große zeiger auf den ölfen ist, so dan wirt es balt ein Ent mit ihm sein, welches auch so war. Noch kurtz vor seim Tott sagte er zu der Mutter, nach seim Tott wirt er in der Ecke stehn, neben der dihre und wirt das Maul aufspere und machen gegen ihr, wan sie hinaus geht. 2 (?) lange Jahr ging meine Mutter nie allein in die Kamer.

Also war die Mutter sum zweiten ma witfrau mit 8 lebendigen Kinder; und das 9te war noch nicht zur welt, welches erst 3 monat nach dem Tott vom Vater auf die Welt kam. Und ich hatte 1 und  $\frac{1}{2}$  Jahr und mein aeltere bruder von meinem Vatter war  $3\frac{1}{2}$  Jahr alt. Also kan man leicht tenken, wie es in diesen bösen Krügszeiten bei uns gegangen ist, wo der

Krieg gedauert bis 1806.

Bis dort hin ging es uns Kinder und der (Mutter?) sehr schlecht. Alles war sehr arm durch den langen Krieg. Es konnte kein dem andern helfen.

Mein ältester Stiefbruder war schon von Haus fort in München in der Lehr für das Schreinerhandwerk zu lernen. Zwei andere Brüder haben gedient in einem Ort als Rosbub. Wir 6 andere Kinder waren bei der Mutter zu Hause. Die ältere Mächtichen (Mädchen) mussten der Mutter soviel wie möglich der Haushaltung helfen. Ich und mein jüngste Schwester mussten von dem Haus zum andern gehen, um ein Stück Brot oder ein Löffel Mehl. Ich war 6 Jahre alt; meine Schwester 4 Jahre. So ist unsere Mutter in der Armut geraten durch die schlimmen Zeiten.

Weil meine Mutter nichts zahlen konnte, so musste sie immer Kommissionen machen in der Gemeinde für das Milid, und wir Kinder Briefe tragen von dem Dorf auf das andre. Wir waren so arm, dass wir nicht mehr auf der Kirche nicht mehr haben leiten hören.

Unerdessen hat mein Bruder in München ausgelernt und in dem zweiten Bruder geschrieben, dass er auch nach München kommen soll, und ein Handwerk lernen, welches auch geschä, und hat bei dem selbigen Meister auch das Schreinerhandwerk gelernt. So dieser hat wider dem 3ten geschrieben; und hat auch in München das Tapizierernagel Schmid Handwerk gelernt.

Unerdessen haben noch zum größten Unglück für unsere Mutter und für uns Geschwister die Schuldner das halbe Haus und die Par Ecker, die wir noch hatten, angreifen wollen. Dafür hat aber die Obrigkeit (Obrigkeit) selbst angehalten, man soll die Frau nicht mit ihrem Kinderlast mit Gewalt verwurgen; es sei doch sonst eine brave und arbeits Frau. Sodan hat das Gericht alle Schuldner zusammen berufen, und ist ein Arrangement (Arrangement) getroffen worden, so dass ein jeder Schuldner einer 5 Gulden, der andere 10, ein anderer 6, und so weiter; und Bruder und Schwester haben für meine Mutter garantiert. Auf diese Art gön wider alles ruig fort.

Nun hat ein alter Jungeselle (Jungeselle) in un-

serm Dorf gewohnt, der auch nicht recht der Arbeit vorstehen konnte. Da war auch ein reicher Bauer in unserem Dorf, wo mein älteste Schwester im Dagleon gearbeitet hat. Auch hat dieser Bauer das ganze Jahr hindurch unsere Par Aeger gefahren und geset, so wie auch alle andern Führen, die Nöhdich waren, für uns gemacht, wo alle Weihnachten mit einander abgerechnet worden ist. In dieser Zeit war ich sieben Jahre alt, kam in denselben Winter in die Schule; im Sommer wieder einige Monate mit meiner kleinen Schwester heischen. Im Heimachen mussten wir Heu rechen, und in der Ernte Aeren suchen. Und so ging es fort, als eines Tages der Bauer, wo meine Schwester im Dagleon stand, sag zu ihr: Mari, deine Mutter sollte sich noch einmal verheiraten; deine Geschwister sein bald alle groß, wo sie bald alle ihr Brot verdienen können; und weist wer, dieser wäre für deine Mutter, der Jungeselle Brunen Matisel; mit diesem wäre deiner Mutter geholfen; den ein Par hundert Gulden gelt, damit könnten schon einige Schulden bezahlt werden. Auf diese Art ging auch wirklich die Heirat voran; und meine Mutter war also zum dritten Mal verheirat (20. 8. 1803). Ich war 8 Jahre alt.

In selbigem Jahr musste ich schon von der Heimat fort, ein Stunt weit von unserem Ort. Im Speht Jahr, wo es moden war, das Rintfi auf die Wiesen zu drieben, um zu weiden, da musste ich das Vieh hüten, bis es angefangen hat zu gefrieren. Ich hatte weder Strimbf noch Schu, so dass ich immer barfuß gegangen bin ich am Morgen oft so an die Füße gefroren, so dass, wenn eine Kuh besch gemacht hat, bin ich so gleich gelofen, und habe meine Füße in dem Kuh Treck gewermt.

Also uner dieser Zeit hat sich meine Mutter verheirat. Selbigen Winter ging ich wider in die Schule, fing an bustabieren, dann auch ein wenig lesen. Im Frühjahr hörte die Schule wieder auf. In dem Stettel, wozu unser Ort gehört, war ein armer Bürger, welcher als Geißenhirt gedungen worden ist. Nun er allein konnte nicht bestreiten. Also kam er in unser Ort, um ein Buben zu dingen, für ihm helfen, die Geißen hüten. Ich wurde ihm verraten. Er kam zu meiner Mutter und hielt um mich an. Sie wollte aber erst nicht

recht. Ich wurde dazu gerufen und dem Mann vorgestellt. Ich gefil ihm. Er sagte zu meiner Mutter: So ein allerter Kerl suche ich; den mist ihr mir geben. Also der Handel wurde richdich. Ich fur selbigen Somer nach Löffingen in den Geißen Hirt Dinst mit aller freude, indem mir alles gutes versprochen worden ist, ich der in seim leben noch nichts guttes gehabt hat. Nun der Sommer ging mit vüller mühe herum, aber nicht fül gutes. Die Bürgersweiber haten mich sehr gern, den ich habe ihnen das Geißen Horn geblasen, das die Heuser gezitert haben. Nur eins habe ich zu klagen: wan eine Geiß oder ein Schaf, welche ich auch mit den Geißen hütete, auf der Weit Junge gemacht haben, welches öfters gescha, und ich ein Junges am abent auf dem Arm dem eigentimer ins Haus brachte, bekam ich imer ein Par kreizer Trinkgelt. Aber zu meim unklück hate nichts, vor das gelt aufzuheben, als ein Par elende Hosen, welche ich nur am Sondag angetan habe, wo ich das gelt aufheben konde. Aber das unglück wolte, das ich nichts von diesem gelt behalten solte. Mein Meister hatte eine Tochter, welche ein Kint hatte und arm gewesen ist. Die hat in meiner Camer, wo ich geschlafen habe, welches mör ein Käller als ein Kamer gewesen ist, den die war auf dem Boden und hatte kein Dillen boden, der bloße grunt; also dise Tochter hatte mir mein Nest gemacht, den ein bett war es nicht. Diese hat mir meine hosenseck aus gemust und das gelt genomen. Das wuste ich; aber ich getraude mir nicht, etwas zu sagen: ich fürchte, noch schläg dazu bekommen. Nun mit Gottes hilf ging der Sommer so herum.

Auf den Winter kam ich wider nach Haus, und den Winder durch wider in die schul.

In unserm ort war es so der gebrauch, das anfangs januar die hirtten und Wächter gedingt wurden. So gescha es auch diesen Wintter. So wurde auch ein Geißen hirt gewehlt. Mein Stifvater wurde dazu ausgewehlt. Er wolte durchaus das amt nicht annehmen. Er sagte, er köne nicht recht laufen, und die Geißen seien des Teufels. Das hat nichts zu sagen: ihr habt ein lustigen Buben; der wirt sie schon bendigen; und

wan noch etwas fehlt (?), auch noch ein Mädal, das auch schon helfen kan. Ich hatte 10 Jahr; meine schwester 8 Jahr alt. Der Vater gab vor, wir seien noch zu jung, und er zu alt. Alles half nichts. Man hat ihm gesagt: Dein bub hat schon voriges Jahr in Löffingen die Geißen gehüt, und man war recht mit ihm zufrieden. Ihr mist es ahnnehmen. Nun blib es dabei. Wir waren der Geißen Hirt in unserem Ort. Der Somer ging mit dem Geißen hütten so herum. Alle leit waren so mit mir zu friden, das alle Leit sagten: So ein Geißen Hirt haben wir noch keiner in unserm ort gehabt; bei diesem verschläft man nicht, für die Geißen aus zu lassen; der Bläst, das eim die ohren möchten verspringen.

Nun war der Somer herum. Ich kam wider in die schul, aber nicht lang, dan ich habe mich in unserm Ort verding auf Weinachten als Stührbub, aber dabei ausgemacht, alle wochen 3 oder 4 Tag ich in die schul gehn kan, weil ich auf die Ostern meine Erste Cominion machen solte, welches auch gescha. Ich war 11 Jahr und 5 monnat alt und muste schon auf den Acker die Ochsen dreiben beim Zagerfahren. Ich war aber noch so schwach für diese arbeit, das ich oft vor müdigkeit eingeschlafen bin, und die Ochsen und ich stehn gebliben auf dem Acker; sodan hat der Knecht zu den Ochsen, dan mir, ein grundschollen auf den Bukel geworfen.

Eines Tages kamen wir am Mitag mit Pflug und Ochsen zu Haus. Es war sehr heiß. Die Ochsen wurden in den Stall gedriben. Man gab ihnen Heu, und nicht angebunden, weil sie, wan etwas Heu gefressen haben, sollen gedrengt werden. Ich solte also aufbassen, das die Ochsen nicht zum Stall hinaus lauffen an den Bach, welcher gerade vor dem Haus ferbei geflossen ist. Einer wolte vor der zeit aus dem Stall lauffen, an den Bach sauffen. Ich sah es aber etwas zu speht. Ich wolte ihm noch forkomen. Under der Stalldihr kamen wir zusammen. Der Ochs trickte mich zusam und drat mit eim hinder Fuß auf ein meiner Füß und drat mir den ab, so das der Fuß nur noch an der haut hing, und das waden bein gespalden bis an das Knie. So hat ein nachbars Man aufgehoben und mich auf dem



Buckel genommen und mich so meiner Mutter gebracht. So musste ich von morgens 11 Uhr an bis nachmittag 3 Uhr auf einem Disch sitzen bleiben und die ankunft abwarten des Togtors, für den Fuß einzurichten. Bei Ankunft des Togtors hat er so gleich befohlen, zwei starke man zu holen, welche mich auf einem lehnstul fest halten solten. Wo nur ein man zu bekommen war und ein starkes Mechtichen, welches hinder den lehnstul gestelt wurde, um mich um den ober Leib festzuhalten, der man um die schenkel festhaltent, der Togtor an den Versten und zehn haltent, und auf diese art an dem gebrochenen Fuß aus mans Kreften gezogen, bis der Knochen grad auf einander geganan ist. In diesem augenblick habe ich wegen verzweifelten Schmerzen in bluten Arm gebissen, mit welchem es mich an der Stuhllehn fest hilt, so das es lange zeit damit zu thun hatte, bis der arm wider geheilt war. Mein Fuß wurde geschindelt und gebunden, und mich in das bet gelecht. So lag ich in großen schmerzen mörere dage, als wir zwei frantzösiche Dragoner für einquadirung bekamen, welche, so wie klaube, von der schlacht von Austerlitz (2.12. 1805) kamen, um Pfert zu holen, welche sie dort verlohren haben. Der ein war ein Deuscher, vermutlich ein Else-ser, namens Schnebele. Diese fragtte meine Mutter, was ich habe, das ich im Bett lige. Meine Mutter erzelte diesem Dragoner alles forgefalene genau. Auf das sagte er zu meiner Mutter und zu mir, das er schon zweimal beinbruch geliten habe: einmal sei das Pfert mit ihm gestirtz und ihm ein bein durchgeschlagen; und das zweitemal sei ihm das Pfert underm hindern dotgeschossen worden. Sodann hat er das bet aufgehoben und mein Fuß bedracht. Als er mein Fuß sah, füng er an zu fluchen und schelten über den Tochdor: Das sei ein schlechter Kerl, ein Quawssalber; ich bekeme ja ein gantz krumen Fuß. Er nam in diesem augenblick mein Fuß, welcher schon angefanen hatte, an zu wachsen, und die Zehen gantz einwerts gegen dem andern Fuß gestanden sein, und stelte den Fuß gerade, die Zehn aufrecht. Ich habe Mordio geschrien, und meine Mutter ist auf die Knie ge-

fallen: er sol doch mich nicht so quellen. Er aber, gantz gelassen, sagte: Er wolle nur, das der Knab nicht krum werde; und wan der Tochtor das unglück hat, zu komen, das er noch hier ist, so werde ich ihn beim Kragen nehmen, und ihm zeigen, wie man ein beinbruch behandelt. Aber das war dem Tochtor sein glück: er hat nicht in unserm ort gewont und kam nur alle acht dage, um den Fuß zu verbinden. So lag ich 4 Wochen im bett. Nach dieser zeit wurde ich wieder auf mein fuß gestelt, und musste an den Krügen wider lernen gehn.

Nun ging es dieses Jahr so lansam fort. Auch in diesem Jahr starb mein Stifvater, und meine Mutter war zum dritten mal witfrau.

Das zukünftige Jahr habe ich mich verdingt ein Stuntweit von unserm ort als Stir bub. So heist man es bei uns, bei den Bauern, welche mit Ochsen fahren. Ich blib 2 Jahr bei selbigem Bauer.

Uunderdessen hat sich mein aelteste schwester auf unserm Haus verheirath, und musste mir 5 gulden für meine gerechtikeit geben, weil ich der jüngste Sohn war, so wie das gesetz bei uns dazumal gewesen ist, das der jüngste Sohn das Haus Vorrecht hat. Zudem hat noch ein jedes Kind von uns 5 Gulden zu geschriben bekommen Veterlich Vermögen. Also stant mein Vermögen auf 10 gulden.

Im nemlichen Dorf, wo ich schon 2 Jahr dinte, habe ich mich wieder verdingt für das Jahr 1809 als Roßbub zu 8 Pferten. Das war aber doch ein wenig zu hart für mich.

In diser zeit war mein aeltester Stifbruder in Molsheim als Schreiner Meister sesshaft. Diser hat mir geschriben, er wolle mich als schreiner Lehrjung annehmen. Das hat mir so gleich gefallen, und bin am ent des Jahres 1809 von Haus fort nach Molsheim, um das schreiner Handwerk zu lernen, für welches ich mich verpflichtig gemacht habe, 4 Jahr zu lernen. Diese 4 Jahr wahren aber meine schlimmsten Jahre in meinem leben. Ich (habe) alle heislichen arbeiten machen müssen: schubutzen, alle Kumisiohnen auf den Marck, in die Metz, das geschir waschen, auch oft kochen, wasser in die Kich dra-

gen, kurtz : alle nebens arbeiten machen müssen. Ich hatte auserordentliche freit am hantwerk, habe auch danundwan unwillen gezeigt, wan ich von der arbeit habe wech müssen ; so dan habe ich noch schleg bekommen und noch die scheltwort hören müssen : Ich werde nichts nutz, so wie mein Vater gewesen sei, der ihnen alles versofen habe. Und das hat mich oft sehr gekrenck, indem ich leider mein Vater gar nicht gekant habe. Und das war noch nicht genug : ich habe hunger leiden müssen, das mir die Rippen haben grachen missen. Ich durfte nur essen, was man mir gab. Ich war jung und habe starck gearbeit, und nie nichts grefdiges zu essen. Ich hatte immer hunger. Auf den abent, zwischen feuer und licht, habe ich wenigenlich für den anderen tag die sachen dazu hollen müssen. Bei dieser gelegenheit habe ich oft für 3 und auch für 4 sus Brot gekauft und in einer geschwindigkeit gegessen, welches ich von Dringelt gekauft habe. Und öfters, wo ich für das Nachtessen Grumbehren (Kartoffeln) habe abschwellen müssen, habe ich schon halbgekocht dafon gegessen. Nun, mit Gottes hilf, sein die 4 Jahr auch herum geganan. Meine Schwegerin war ein unregelmesiges faules wib. Auch war mein Bruder so blint gegen seiner Frau, das er sein Unglick dadurch eingesehen hat, und war danach so eingebilt, so das ich ihm nicht Du sagen durfte. Er sagte mir, es sei eine schande für ihn, wan ich per du mit ihm spreche ; er sei ja mein lehr Meister. Genug, er kam von Berlin, wo er als Schreiner Gesel gearbeit, und daselbst seine Frau, welche eine Komediantin gewesen ist, geheirathet hat, und mit ihr zurück nach Molsheim gekomen ist, und daselbst schreiner Meister geworden, wo er aber vül leiden hat müssen wegen andere schreiner Meister, um nicht angenommen zu werden, weil er ein Fremder gewesen ist ; aber weil er ein gutter arbeiter gewesen ist, so hat im die obrickeit selbst dazu geholfen. Nun ist er auf eine andere art verfolgt worden : die schreiner Meister haben die Jugent auf gehetz. Wo sich mein Bruder sehen lis, hat ihm die Jugent nachgeruffen : „Nichts zu flicken ? Nichts zu flicken ?“ so lange bis es die Obikeit

verboten hat, und einige gestraft worden sein. Auf das hin hat es Ruh gegeben, so lange bis ich zu ihm in die Lehr kam. Da ging der Teuffel auf das frische los. Ich durfte nicht über die Gasse gehn, wo mich die jugent, buben und Mechtinn (Mädchen) sahen, rufften sie mir : „Nichts zu flicken ?“ Ich aber, der auch nicht lings gewesen ist, und auch dichtig habe laufen können, und ein von diesem gesindel habe erwitschen können, so habe ich ihn dichdig durch gebrigellet. Nun war eimal der fal, das ich vor das thor auf den holtz blatz must, um daselbst holtz zu hollen. Ich kam mit einer schweren last auf meim Rückweg under dem Thor an, als mir ein so gassen schlingel begennte und mir dicht under die Nase rif : „Nichts zu flicken ? Nichts zu flicken ?“ Ich warf meine Holtz birde ab und den Kerl halb tot geschlagen, so das man mich deswegen hat aridiren wollen und in den Turm sperren. Aber es ist nicht geschehen. Im gegenteil, man hat gesagt, der Kerl häte mich mit meiner last meinen Weg ruhig sollen gehn lassen. Auf das hin hat es ruh gegeben, und spehter war ich ein gutter Verbinnter mit allen Buben. Wan etwas auszuführen war, so war ich ein der ersten.

Nun ist meine Lehrzeit den 15ten November 1813 zu ende geganan. Noch eins mus ich erwehnen : Ungefer 14 tag vor meiner Lehrzeit Ent muste ich eines abens das geschir waschen, welches ich nathirlich nicht mehr gerne gethan habe. Zum unklück brach mir ein löffel. Als das meine schwagerin sah, hat sie gesagt : „Sieh mang an, das hat der Teuffels bub exbres getan, weil er das geschir waschen muste.“ Das hörte mein Bruder und sagte : „Was! Du hast noch ein böses maul“. Ich sagte nur : „Ich kan nichts dafir ; der löffel wahr schon halb gebrochen ; ich habe ihn vileicht ein wenig hart angegriffen.“ Als mein Bruder dazu kam, sagte sie noch : „Sieh mang an! Der bube hat noch ein loses Maul, weil er balt ausgelernt hat.“ Darauf holte er ein Abscheit und sagte : „Wart, Kerl! Ich wil dir dein böses maul verdreiben!“ Ich wolte mich nicht gegen ihn stellen, sonst häte ich ihn vileicht erwirck (erwürgt). Ich war stark und 19 Jahre alt. Ich sprang die Stige hinunder,

und er mir nach. Ich hatte kein Strimpf und kein schu an den Füßen, auch nichts auf dem Kopf. Es war anfangs November, regenweter und kalt. Ich sprang barfuß durch den Treck, er mir nach mit seim Hebel. Ich konde nadirlicherweis besser laufen als er, und hab ihn noch für den Narren gehalten: hab als (= manchmal) gewartet, bis er glaubte, er habe mich, dan bin ich quawr (quer) durch den Dreck, und er auch. So habe ich ihn durch gantz Molzen (Molsheim) gefirt, bis er nicht mer weiter konde vor Müdigkeit. Wir kamen an der birgerwacht vorbei. Er ging in die Wacht hinein, und ich habe den Braden gemerck: die Wacht solte mich fangen und die Nacht durch ins Loch werffen. Aber ich bin zum Thor hinaus und bin die ganze Nacht ein halbe Stunt von Molzen in einer zigel scheier gebliben. Aber ich war halber verfrohren. Als ich den anderen morgen zu haus kam, war er schon in der Werkstat. (Als) er sah, das (ich) halb verfrohren bin, hat sich sein wuth schon gelecht, und eingesehen sein unrecht. Er fragte mich blos, wo ich die nacht durch gewesen sei. Ich (sagte) es ihm. „Nun, du hast den braden gemerck; wan dich die wacht erwischt häte, hättest du im loch schnarren können“. Also das war ein schönes bruder stick.

Nun war die bedribe (betrübliche) lehr zeit balt herum, wo ich alle Misserablen arbeit machen muste. Mein Bruder hatte auch ein kleines Rebstick und ein Par Sticklen Felt hoch auf dem Berg, wo ich in dem Rickorb Mist dahin habe dragen misen, und mit dem Karst haken müsien. Nun glaubte ich auf eimal ein herr zu sein, als ich ausgerlent hate. Nun ging ein anderes übel an: Erstlich solte mein Bruder mir auch lohn geben, weil ich gesel war, aber leider: er versprach mir die Woche 30 sus (sou) und schlechte kost. Ich war damit zufriden, indem ich dachte, ich werde nicht lange bleiben, so wie es auch geschen ist. Ich habe noch 4 Wochen so gearbeitet, so ging ich an eim Sondag nach Straßburg zu meinem andern Bruder. Dieser wuste schon die ganze Verhältnis; und was er nicht wuste, habe ich ihm gesagt. So hat dieser mir geraten, ich sol nach Straßburg komen. Ich

sagte ihm, das wäre mir schon recht, aber ich (hätte) nur 1 franken gelt; ich (hätte) wohl noch meinen ganzen lohn zu gut, seit dem das ich gesel bin, und wan der Bruder hört, das ich fort wil, so gibt er mir nichts. „Nun, das hat nichts zu sagen. Kom du nur. Wir arbeiten mit einander. Das macht sich schon.“ Sodan gab er mir sein leres Veleisen für meine Par lumben einzupaken. Dan ging ich mit frohem muth zurück nach Molsheim, wosebst ich Nachts um 9 Uhr ankam. Mein Bruder lag schon im beth. Er fing an zu schelten, das ich so speht kome: „Du glaubst schon, ein rechter herr zu sein, das du machen kants, was dir gefalt. Es wirt dir balt vergehn“. Ich gab ihm nur zur antwort: „Das hat nichts zu sagen. Morgen gehe ich gantz fort“. – „Das ist schön von dir. Du kants gehn. Ich kan dir kein Su gelt geben“. – „O, das habe ich mir schon eingebilt. Ich gehe doch!“ Ich ging also, ohne etwas zu essen, in das bet. Den andern Dag ging ich also gleich auf die Mähreri, um ein Wanderbuch zu hollen, welches 15 su gekostet hat. Ich hatte gerade noch sofil. Alsdan meine sachen zusamen gepack, und zum Thor hinaus ohne nur ein cendim gelt, und es hat den ganzen Dag geregnet. So wie ich ungefer 2 Stund weit wahr, (war) ich so mat und draurich und hungriq, das ich von der Straß abgeganen bin, und bin neben dem Straßen graben im gras geganen, weil die Straß zu schmutzig war. Ich habe draurich den Kopf hengenlassen. Auf einmal zur großen freude sah ich ein Groschen vor mir ligen. Ich hob ihn auf und behielt ihn in der hant und bedrachtete ihn dausent mal, bis ich in das erste Dorf kam, wo ich mir für den groschen Schwartzbrot kaufte, welches ich mit einem Heißhunger gegessen habe. Nachdem ging ich frohen muts auf Straßburg los. Als ich in Straßburg ankam, war mein erster gang zu meim Bruder. Er nahm mich sogleich mit auf sein Kosthaus und lis mir Essen und tringen geben. Den andern tag ging ich mit ihm auf die arbeit. Wir haben in Combanie miteinander gearbeit und haben schön gelt verdint. Ich habe mit einer solchen freide gearbeit, das mein bruder öfters sagte, ich brauche mich nicht um-

bringen ; es geht doch, ohne mich so anstrengen. Nun leider hat die arbeit nicht lange gehalten : so ist die Stat zu gemacht worden (die erste Blockade), und alle arbeiten haben aufgehört.

Wir wahren unser 4 hantwercksbursch besamen auf ein zimer, nemlich auch 2 Brüder und auch schreiner, gebirdich aus Brach (Prag?) Bömen, und ich und mein Bruder. Die 2 Böhmen haten gelt ; mein Bruder auch etwas ; nur ich wahr noch mager im Sag. Eines Dages sagte mein Bruder zu mir, er habe gehört, das die Schini (Pioniertruppen: génie) arbeiter ahn nehmen, für an den Festungswerker vor den Thoren zu arbeiten. Man wisse nicht, wie lange die Blokade dauren könnte, und sein gelt könnte nicht solange für uns beide halten. Mir war der Vorschlag recht. Ich (ging) sogleich und begerte arbeit bei den Schini und bekam auch. Nun war ich wider frölich, und alles ging gut. Ich (bekam) alle tag 30 sus, ein halb Pfunt Fleisch und ein halbes Kumis leib Brot. Das war brechdig. Meine 2 Kamaraden und mein Bruder haben alle tag mein Fleisch kocht im offen, welchen wir im Zimer haten.

In dieser zeit habe ich und noch ein junger bursche, welcher bei unser Cumbani angagirt war, nicht an den Vestungswerker gearbeit : wir (haben) für die ganze Kumbani das brot und Fleisch dazu schleifen müssen, weil wir die jüngsten von der Companie waren ; ich war 19 Jahr, und der andere auch. Alle abent, nemlich alle zwei Tage, ist das Brot und Fleisch bei unserm schef ausgeteilt worden. Nun aber hat dieses nicht lange gedauert. Wir sein auf ein andern blatz gekommen, nemlich vor das Cronenburger Thor auf die G... schantz.

Dort sein märere Camaraten zusammen gestanden und haben in Cumbani gearbeitet. Und in zeit acht oder 14 Tagen ist von unserm schef der Blatz ausgemessen worden, so das wir den Tag auf 33 bis 36 sus gekommen sein, am anfang nur auf 30 bis 32 sus, aus ursach, weil ein alter Spanner mit seim Sohn bei uns war, der imer das gelt geholt hat, und hat imer etwas von der haubtum vor sich genomen. Nun hat ein ande-

rer Spanner, der auch bei uns war, dieses gemerck, und sagte zu mir: „Nun, du schreiner, must itz eimal in die Stat und das gelt hollen“. Das war dem andern nicht recht. Er sagte, ich sei zu schwach, so ein Sag Kupfer zu tragen. Dazu sagte der andere : „Vor gelt zu tragen, ist ein jeder starck“. Nun kam ich mit einem großen sag Kupfergroschen, lauter neue Napboliionsgroschen. Nun kam es an das teilen im Birnhaus zum Sternenber, so das ein jeder den Tag auf 36 sus gekommen ist, und bliben noch 16 su übrig, die nicht konden gedeilt werden. Sodan sagte der Spanner : „Da nim du schreiner die 16 su, weil du ein Ehrlicher Teifel bist“, und sagte zu dem andern : „Sieh, du Dib, weil der schreiner ein Ehrlich luder ist, so haben wir den Tag sofil mehr.“ Da gab es

#### Nachwort

Am 5. 6. 1818 trat der Schreinergeselle Martin Wetzel beim Straßburger Orgelbauer Conrad Sauer (1775–1828: *Acta organologica* 3, S. 100 sqq) in Dienst. Conrad Sauer war der Sohn des Vorarbeiters (1735–1802) Silbermanns, der, als die Firma Silbermann 1786 aufhörte, deren Nachfolge (in der Betreuung der Silbermännischen Instrumente) übernommen hatte. Deshalb behaupteten Wetzels Nachkommen immer, sie seien Silbermanns Nachfolger, ob schon sich Martin Wetzel 1828 selbständig machte, fünf Jahre also vor der Übergabe der Firma Sauer an den Orgelbauer Wegmann (*Archiv für elsässische Kirchengeschichte*, 1975, S. 273).

Martin Wetzel konnte sich gegen Georg Wegmann behaupten, dem er nach und nach die Betreuung aller Silbermannorgeln wegnahm (als letzte 1857 die Münsterorgel). Gegen Stiehr hingegen kam er kaum an: Stiehr war doch größeren Formats (*Archiv für elsässische Kirchengeschichte*, 1972).

Martin Wetzels Orgelbauertätigkeit wird im *Archiv für elsässische Kirchengeschichte* 1976 behandelt (Museum Haguenu).

# „Eine Gansleberpastete zu viel Burgunder“

Die amüsante und kuriose Geschichte einer Straßburger Delikatesse

*Hans Leopold Zollner, Ettlingen*

Sofern man der Sage und der Legende trauen kann, haben Gänse, ganz gewöhnliche Hausgänse, zweimal Geschichte gemacht: Im vierten Jahrhundert vor Christi Geburt, als sie durch ihr Geschnatter die Stadt Rom vor der Vernichtung durch die Gallier retteten, und noch einmal im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt, als sie wiederum durch ihr Geschnatter einen römischen Offizier namens Martinus aufspüren halfen und ihm so, zumindest mittelbar, zu Mitra, Bischofsstab und Heiligkeit verhalfen. Im alten Rom genossen die Gänse des Kapitols ihrer Wachsamkeit wegen hohe Verehrung; in der Diözese des heiligen Martin hingegen wurden sie weiterhin mit dem größten Pläsier verschmaust. Dabei ist die Touraine gar kein ausgesprochenes Gänseland, wenigstens keines wie etwa das Elsaß, wo dieses Federvieh auf vielerlei schmackhafte Weisen zubereitet wird, und wo die Leber dieser nützlichen Tiere der Stadt Straßburg bei den Feinschmeckern einen weltweiten Ruf verschafft hat.

Es ist gleichermaßen interessant und amüsant zu hören, wie es dazu kam. Die ersten „Helden“ dieses rühmenswerten Vorgangs waren ein Marschall von Frankreich, der Marquis de Contades, und sein Koch, Jean-Pierre Clause aus Dieuze an der Mosel. Der Marschall war seit dem Jahr 1762 Militärgouverneur im Elsaß und hat sich in Straßburg erfreulicherweise nicht mit militärischen Heldentaten, sondern mit einer Parkanlage verewigt. Privat residierte der Marquis in einem hübschen kleinen Schloßchen nahe Straßburg; im Stil eines Grandseigneurs, der er schließlich ja auch war: Luxuriös, freigebig, gastfreundlich. So gastfreundlich übrigens,

daß der Philosoph Jean Jacques Rousseau brieflich einem Freund gestand, er wäre gerne noch länger in Straßburg geblieben, hätten ihn die häufigen Diners beim Marquis de Contades nicht zu sehr erschöpft. Man ersieht aus dieser Bemerkung des an frugalere Kost gewöhnten Naturschwärmers, daß der Marschall ein Freund der Tafel war – und sein Koch, das leuchtet sicher ein, mehr als nur ein schlichter Könner seines Fachs. Als nämlich, so wird berichtet, der Marschall eines Abends diesem Meisterkoch für den kommenden Tag eine Schar hochgestellter und verwöhnter Gäste ankündigte mit der strikten Order, solchen Leuten dürfe er nicht mit den gewohnten Speisen des Landes kommen – Straßburger Zander, Wanzenauer Mistkrätzerle, Sauerkraut mit Knackwürsten, Bäckoffe oder Guglhupf – er müsse sie vielmehr mit Delikatessen für französische Zungen regalieren: als, wie gesagt, sein Patron solches ihm befahl, da machte der einfallreiche Jean-Pierre Clause – denn es war schon abends – aus der Not eine Tugend und die Erfindung seines Lebens.

Es fand sich nämlich nichts Besonderes mehr in der Vorratskammer, ausgenommen ein paar Gänselebern. Die füllte Clause in eine topfartige Form aus feinem Teig, fügte ihnen ein raffiniert gewürztes Füllsel aus feingehacktem Kalbfleisch und Speckwürfelchen hinzu, schloß das Behältnis dann mit einem Deckel aus dem gleichen Teig, brachte das Ganze bei mildem Feuer in den Backofen und ließ es dort, bis die Speckwürfelchen zergingen, die Gänselebern gar waren – und, voilà, die erste Gänseleberpastete war fertig und gelungen.

Als die Pastete am nächsten Tage auf die Tafel



*Jean-Pierre Clause, fürstlicher Koch in  
Strasbourg, erfand die Pâté de Foie  
Gras.*  
Archiv Zollner, Ettlingen

kam, erregte sie allgemein Bewunderung, die sich indessen zum höchsten Enthusiasmus steigerte, als man von der Erfindung des Jean-Pierre Clause kostete. Und es geschah schon bei dieser ersten Begegnung von Kennern mit der Pâté de foie gras, daß – um mit Brillat-Savarin zu sprechen – „angesichts solcher Köstlichkeit jedes Gespräch stockte, weil das Herz überquillt, und weil sich bei ihrem Verzehren die Mienen wandeln, weil sich das Feuer der Begierde zur Lust des Genießens erhebt und endlich der Ruhe der Glückseligkeit weicht.“ Der badische Prälat Johann Peter Hebel hat diese Verzückung ebenfalls einmal, wenn auch mehr gradheraus und alemannisch-knitz geschildert, als er über einen hochgestellten Amtsbruder und Professor der Moral anzüglich spöttelte,

derselbe verspeise „eine Gansleberpastete zu viel Burgunder mit der nämlichen Innigkeit, mit der er auf das Reich Gottes wartet.“ Daß Hebel mit dem Burgunder den weißen meinte, am besten einen trockenen Chablis, darf der kulinarischen Korrektheit zuliebe hinzugefügt werden. –

Doch das war schon im Jahre 1808, und deshalb noch einmal zurück in die siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts, zurück nach Straßburg, an die Tafel des Marschalls de Contades. Der Marquis war von dem neugeschaffenen Gericht seines Küchenchefs nicht nur begeistert; er war klug genug, sofort eine zweite Gänseleberpastete zu befehlen, diese wohlverpackt in einem hübschen Gefäß aus Straßburger Fayence nach Versailles zu senden, allwo sie allerhöchste

Gnade vor den Augen und auf der Zunge Ludwigs des Sechzehnten fand, der seinerseits nun nicht versäumte, die Aufmerksamkeit seines Marschalls mit ein paar ansehnlichen Landgütern in der Picardie auf wahrhaft königliche Weise zu belohnen. Contades war nicht so nobel mit seinem Dank an seinen Koch. Man spricht von zwanzig Louisdors!

Allerdings, mit diesem dürftigen Honorar hatte man den Erfinder einer durch königliches Zungenschmalzen à la mode gelangten Delikatesse entschieden unterschätzt. Clause quittierte denn auch kurz danach den Dienst bei Seiner Exzellenz, dem Gouverneur, heiratete 1784 Maria Anna Maring, die Witwe des Straßburger Pastetenbäckers Mathieu, erhielt außer ihrer Hand die gutgehende Pâtisserie des Verblichenen und Zugang in die löbliche Zunft der Straßburger Pastetenbäcker und bereitete fortan die Pâté de foie gras im eigenen Betrieb. Ob auch die Zeiten sich änderten, ob jener königliche Delikatessenkenner zu Versailles auch Thron und Kopf verlor, ob auch die Schreckensmänner in Paris und Straßburg kamen und wieder gingen, ob Napoleons Stern alles überstrahlte und schließlich doch verging: die Fabrikation der Straßburger Gänseleberpasteten nahm ständig zu. Mit ihrer Menge hob sich auch die Qualität, was einem anderen Koch zu verdanken war, dem Nicolas François Doyen aus Périgord. Der hatte nämlich in seiner trüffelreichen Heimat außer dem Geschmack auch die verschiedenen Zubereitungsarten dieses vortrefflichen Pilzes von Grund auf kennengelernt, und als es Doyen während der Wirren der Französischen Revolution nach Straßburg verschlug, assoziierte er sich dort mit Jean-Pierre Clause und brachte in dem von beiden jetzt gemeinsam betriebenen Unternehmen sein Wissen um die Verwertung der Trüffel ein. Mit dem „schwarzen Diamanten“ aus Périgord wurde die Gänseleberpastete noch veredelt und errang von da an unter der Bezeichnung „Pâté de Foie Gras de Strasbourg aux Truffes de Périgord“ erst recht Weltruf. Kein Wunder also, wenn eine reisende Engländerin 1837 in ihren Briefen aus der Kai-



*Auch der Großherzog von Baden hatte in Straßburg seinen Hoflieferanten für die Gänseleberpastete.*  
Archiv Zollner, Ettlingen

erstadt Wien nicht nur die Bauten, Kunstwerke und Theater, die Konzerte und Bälle in der Donau-Metropole schilderte; sie vermerkte auch allerlei über Tischsitten und Eßgewohnheiten und erwähnte dabei: „Eine hier viel gepriesene, immer wieder gereichte Delikatesse ist die Gänseleberpastete, sie scheint hier unentbehrlich zu sein. Bei einundzwanzig Mittagstafeln habe ich sie nur zweimal vermißt, und da auch ein Souper ohne diese Pastete nicht vollständig wäre, muß die Zahl der gemästeten Gänse hierzulande größer sein, als man sich vorstellen kann.“

Damit ist – soviel man über den Siegeszug der Pastete noch berichten könnte – die ebenso amüsante wie interessante und kuriose Geschichte der Straßburger Gänseleber-Fabrikation zu Ende, und sie schien immerhin einem namhaften Mitglied der Académie de Lyon (Monsieur Marius Veyre) durchaus erforschenswert. Was rund 200 Jahre nach dem glücklichen Einfall des Kochs und Pastetenbäckers Jean-Pierre Clause dieser Geschichte aber

doch noch hinzugefügt werden muß, ist dies: Der gute Ruf dieses elsässischen Erzeugnisses, das in hübsche Terrinen gefüllt und einst in solch appetitlicher Verpackung an alle Höfe Europas versandt wurde, hat seine Geltung behalten bis auf den heutigen Tag. In jedem Winter bis zum März rauchen in Straßburg noch immer die Pastetenöfen. Verzehrt freilich wird Gänseleberpastete, die neben der Suppe das große

Menu einleiten soll, zu allen Jahreszeiten und überall, wo es noch Feinschmecker gibt.

---

*Quellen:*

Trollope, Frances. Briefe aus der Kaiserstadt. Stuttgart 1966

Veyre, Marius. L'histoire merveilleuse du foie gras de Strasbourg et de ses fabricants. Strasbourg o. D.

Zentner, Wilhelm. Johann Peter Hebels Briefe. Karlsruhe 1939

---



# Im Zeichen des Bocks

Dämonie und Massenwahn. Eendingen als Beispiel

*Johannes Werner, Freiburg*

Das Städtchen Eendingen, am Nordrand des Kaiserstuhls gelegen, zeichnet sich noch heute durch die fast völlige Unverfälschtheit seines Ortsbildes aus; der Marktplatz ist umstellt von Kornhalle, Altem und Neuem Rathaus – Denkmäler des 16., 17. und 18. Jahrhunderts wie die Wohnbauten, die, zusammen mit Brunnen, Treppen, Gassen sowie dem Torturm nach Königsschaffhausen als Rest der Befestigungsanlage, das historische Ensemble aufs schönste komplettieren.

Nicht zu vergessen die zwei Pfarrkirchen, St. Peter und St. Martin. Zeugnis dafür, daß hier einst selbständige Siedlungskerne zu einem Ganzen verbunden wurden, bewahren beide auch beachtliche Reste ihrer gotischen Vorgängerinnen: beide den Turm, St. Martin noch, aus dem späten 15. Jahrhundert, den Chor.

An dessen Außenseite, oben an den Strebepfeilern, läßt sich eine Versammlung grotesker Steinfiguren sehen. Sie ähneln Wasserspeiern, erfüllten aber offenkundig niemals deren Zweck; ein anderer tritt damit um so offener zutage. Denn übers Praktische hinaus waren auch die Wasserspeier bestimmt, die Dämonen darzustellen, mehr noch: sie damit abzuhalten von diesem heiligen Ort, sie zu bannen im Sinne des ‚*similia similibus*‘, durch Vorhaltung des eigenen Bildes.

So weit, so gut, und soweit typisch fürs Mittelalter, dem die Welt von bösen Geistern bevölkert schien; sich ihrer zu vergewissern und zu erwehren, erfand seine überhitzte Phantasie ihnen immer ausgefallener Bilder. Daher jedoch zieht eine dieser Gestalten den aufmerksamen Blick besonders an: zuoberst am nordöstlichen Pfeiler ist der Kopf eines Mischwesens ausge-

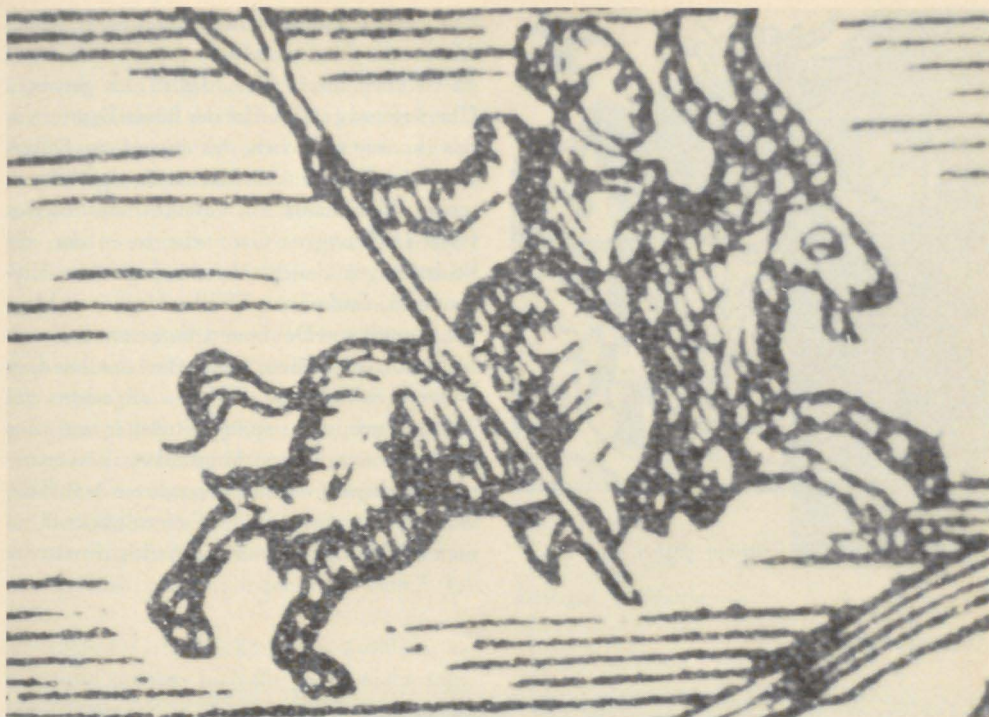
meißelt, das, läßt seine rätselhafte Uneindeutigkeit auch andere Deutungen zu, die Züge eines Ziegenbocks aufzuweisen scheint. Sei dies als eine (wie sich zeigen wird, fruchtbare) Hypothese also vorerst einmal akzeptiert – und, um ihre Stichhaltigkeit zu prüfen, gleich die Frage gestellt, was solch ein harmloses Haustier mit den Dämonen zu tun haben mag?

Nicht weniger, als daß es deren Herrn, den Satan selber repräsentiert. Durch Hörner, Hufe, Schwanz und auch Gestank war der Ziegenbock wie kein anderes Lebewesen geeignet, zum Bildnis des Teufels zu dienen; wobei außerdem – wie ja das Christentum stets die heidnischen Götter als Dämonen seinem Kosmos eingemeindete – in der Bocksgestalt die Merkmale des germanischen Donar und besonders des antiken Pan verschmolzen. Und nichts kennzeichnet genauer die Einstellung des Christentums zur Sexualität als dies, daß gerade deren Gott, der bocksgestaltige Pan, in ihm zum Teufel werden konnte; sie wurde buchstäblich verteufelt.

Daß ausgerechnet der Bock dem ob göttlichen oder teuflischen Sexus sein Aussehen lieh, lag freilich auf der Hand. Galt dieses Tier doch seit je als Inbegriff triebhafter Geschlechtlichkeit (worauf noch manche volkstümliche Redewendung verweist), und folgerichtig gewann man aus seinem Körper magisch die Mittel zum Liebeszauber, medizinisch zur Heilung von Krankheiten der Genitalorgane. Das Münster der mit Eendingen vielfach verbundenen Stadt Freiburg zeigt in seiner Vorhalle die allegorische Personifikation der *Voluptas* oder Wollust: nackt, mit einem Bocksfell samt -kopf über Arm und Schulter; dasselbe Münster, das die fi-



*Hexensabbat, Darstellung von 1693*



*Hexe, Darstellung von 1591 (Ausschnitt)*

gürlichen Wasserspeier aus französischer in deutsche Kunstübung einführte und, auf der Südseite, einen davon als Ziegenbock gestaltete: einem Menschen aufsitzend, der so buchstäblich von ihm besessen ist. Des weiteren findet sich der Dämon auf der Nordseite, außen an der Grafenkapelle, und kaum eine Kirche des späteren Mittelalters hat ihn unter ihren Bildwerken entbehren mögen; Straßburg so wenig wie Freudenstadt, und am wenigsten Notre-Dame zu Rouffach im Elsaß, über deren Chor er thront – um nur einige zu nennen.

Der seit dem späten Mittelalter um sich greifende Hexenwahn war, dafür bürgt jedes seiner Dokumente, Ausbruch einer kollektiv verdrängten Sexualität. Es ist deshalb nur konsequent, daß seine unter unvorstellbaren Foltern besinnungs- und willenlos gewordenen Opfer immer wieder gestanden, was der Volksglaube und besonders ihre Peiniger ihnen zuvor einge-

flößt hatten – nämlich dem Dämonischen in Bocksgestalt begegnet zu sein. Auf Böcken oder im von Böcken gezogenen Wagen fuhren die Hexen zum Blocksberg, schlachteten dort einen schwarzen Bock dem Höllenfürsten, der ihnen dann als Bock erschien und als solcher mit ihnen verkehrte; zur Bestätigung der Buhlschaft brannte er ihnen das schwarze Siegel eines Bockfußes auf den Rücken, und daran wie am Abbild eines Bocks im Auge wollte man sie erkennen.

Die Verfolgung der Hexen hat ihr gleichzeitiges Gegenstück in der Verfolgung der Juden. Ebenfalls sie standen angeblich mit dem teuflischen Tier in Verbindung; es war ein Attribut der Synagoge, die sogar auf ihm reitend, also vielleicht nicht zufällig nach Hexenart dargestellt wurde. ‚Sinagoga‘ aber hieß auch der Versammlungsplatz der Hexen; dort glaubte man Spuren zahlreicher Bocksfüße zu sehen: am Morgen nach



*Teufel und Hexen, Holzschnitt, frühes 17. Jhd.*

dem (so ein anderer aufs Judentum weisender Ausdruck) ‚Hexensabbat‘.

Es ist eben dieses Tier, das in der gesamten Überlieferung als Chiffre des Bösen figuriert: in der ikonographischen, bis hinauf zu Dürers Kupferstich von 1501/02; auch der literarischen, bis hinauf zu Goethes und Heines Faust-Dichtungen. Ganz ebenso in der, die beiden zugrundeliegt, der theologischen; Hieronymus, Isidor von Sevilla, Hrabanus Maurus, Rupert von Deutz und die weitverbreiteten zeitgenössischen Bestiarien haben das Ihre dazu beigetragen – dazu, daß man angesichts des Tierzeichens in das späte Mittelalter und seine Ausläufer wie in einen Abgrund von pervertiertem Christentum und pervertierter Sexualität, von Aberglauben und Sadismus blickt. Und man blickt zugleich, hier schließt sich nun der

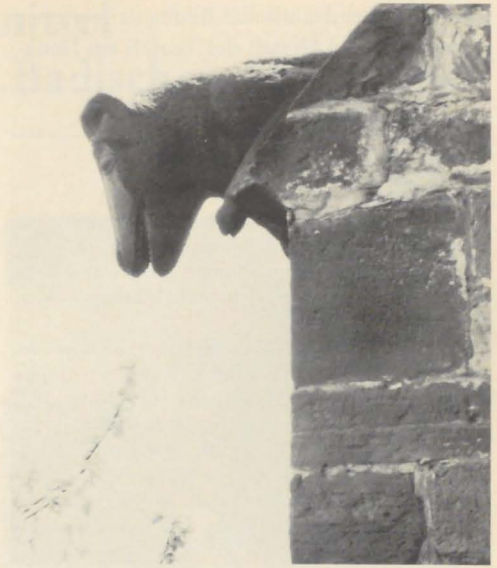
*Am Freiburger Münster*



Kreis, in die Geschichte von Endingen.

Denn die Stadt ist, zum einen, so wenig wie ihr Umland vom allgemeinen Hexenwahn verschont geblieben; das kann für sicher gelten in Anbetracht der Zahlen über die Ortenau oder den Breisgau, in dem allein anno 1576, also binnen Jahresfrist, an die 135 Beschuldigte gefangen und verbrannt wurden (nach anderer Quelle indessen ‚nur‘ 55). Erst 1751, später als anderswo, starb in Endingen die letzte Hexe auf dem Scheiterhaufen, und noch 1771 scheint man einer anderen den Prozeß gemacht zu haben. Aufschlußreicher ist jedoch, daß im nahegelegenen Dorf Forchheim ein junger Bauer seine Großtante erwürgte, weil er sie – unterm Einfluß seiner abergläubischen Umgebung, wie ein Bericht hervorhebt – für eine Hexe hielt: was aber nicht irgendwann im finsternen Mittelalter geschah, sondern in der Nacht zum 7. Juli 1896.

An solchem Ort, wen könnte es wundern, kamen zum anderen auch die Juden nicht ungechoren davon. 1470, acht Jahre nach der geheimnisvollen Ermordung einer christlichen Familie zu Endingen, verfiel man ohne Grund auf fünf Juden, die das Verbrechen nach entsprechender Folter (Geräte schlimmster Art finden sich bis heute im Rathaus) natürlich zugeben und ihrer ungerechten Strafe zugeführt wurden; sie brannten auf dem ‚Judenbuck‘ außerhalb der Stadt. Dabei feierte die Legende vom jüdischen Ritualmord traurige Urständ; ihr wiederum entspricht die von der Brunnenvergiftung, mit der man die epidemisch wütende Pest erklärte; worunter ebenfalls Endingen, zumal um die Mitte des 14. Jahrhunderts, schwer hatte leiden müssen. „Den frommen Christen ingemein/hendt sie gar oft die brunnen rein/mit gifft vermengt, dass sie ja sterben/und ellendt auf der erden sterben“: so heißt es im Prolog des ‚Endinger Judenspiels‘, welches 1616 vor Tausenden auf dem Marktplatz dargeboten wurde und jene unterschobene Mordtat zum Inhalt hat, auf daß man sie ja nicht vergesse. Demselben Zweck, mit Tendenz zur Martyrerverehrung, diente ein Gemälde in der



*Endingen: St. Martin*

Kirche St. Peter, wo man bis vor kurzem außerdem die mumifizierten Leichname der beiden getöteten Kinder zur Schau stellte, und zwar in einem Glasschrein auf dem rechten Seitenaltar, während die der Eltern auf der rechten Empore zu sehen waren. Für über 300 Jahre, bis 1785, blieben die Juden aus Endingen verbannt, und noch im 19. Jahrhundert wurden sie dort von sogenannten ‚Judenschlägern‘ mißhandelt; wonach ihr Leidensweg freilich noch lange nicht zu Ende war.

Die Deutung des Bildwerks hat also einiges für sich – und legitimiert sich doch unabhängig von ihm, als einem bloßen Ausgangspunkt, durch die historische Einsicht, die sie eröffnet. Der diabolisch grinsende Ziegenbock am Chorpfeiler von St. Martin, hoch über den Dächern von Endingen, ist die Inkarnation dessen, was an Hexenwahn und Judenhaß unter ihnen ausgebrütet wurde und noch werden sollte. Die Kleinstadtidylle, die heutigen Augen so romantisch verklärt erscheint, erweist sich als Trugbild und Kulisse; der wahren Geschichte des

Orts hat ein einheimischer Bildhauer hier oben in der tierischen Gestalt des Teufels ein Denkmal gesetzt.

---

*Literatur-Hinweise:*

- 1) Hans Weigert, Geschichte der europäischen Kunst. Textband. 3. Aufl. Stuttgart 1951, S. 142–147. Wolfram von den Steinen, Homo Caelestis. Das Wort der Kunst im Mittelalter. Bern und München 1965, S. 199–206.
- 2) Engelbert Kirschbaum (Hrsg.), Lexikon der christlichen Ikonographie. Bd. 1. Rom – Freiburg – Basel – Wien 1968, Sp. 314–316; Bd. 4, 1972, Sp. 482.
- 3) Gerd Heinz-Mohr, Lexikon der Symbole. Bilder und Zeichen der christlichen Kunst. Düsseldorf und Köln 1971, S. 54 f.
- 4) Herbert Schade, Dämonen und Monstren. Gestaltungen des Bösen in der Kunst des frühen Mittelalters. Regensburg 1962.
- 5) Fritz Baumgarten, Die Wasserspeier am Freiburger Münster. In: Freiburger Münsterblätter 3 (1907), S. 1–28.
- 6) Hans Bächtold-Stäubli (Hrsg.), Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Bd. 9. Berlin 1938/41, Sp. 912–933.
- 7) Ernest Borneman, Sex im Volksmund. Der obszöne Wortschatz der Deutschen. Bd. 1 (= Wörterbuch von A–Z). Reinbek bei Hamburg 1974.
- 8) Egon Friedell, Kulturgeschichte der Neuzeit. Die Krise der europäischen Seele von der Schwarzen Pest bis zum Ersten Weltkrieg. München 1969, S. 329–333.
- 9) Gordon Rattray Taylor, Im Garten der Lüste. Herrschaft und Wandlungen der Sexualität. Mit einer Einleitung von Alexander Mitscherlich. Frankfurt/M. 1970, S. 111–132.
- 10) Soldan/Heppe, Geschichte der Hexenprozesse. Neu bearb. u. hrsg. von Max Bauer. 2 Bde. Darmstadt 1972 (Nachdruck), bes. Bd. 1, S. 149, 168, 204, 220, 225, 245, 272, 274, 511 und Bd. 2, S. 380.
- 11) Franz Volk, Hexen in der Landvogtei Ortenau. Lahr 1882.
- 12) Das Ender Judenspiel. Hrsg. von Karl von Amira. (= Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts 41) Halle 1883.
- 13) Georg Wolfram, Prozeßakten eines angeblich durch Juden verübten Christenmords zu Eendingen. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins NF 2 (1887), S. 313–321.
- 14) Karl Kurrus, Die unschuldigen Kinder von Eendingen (sogenannter Christenmord 1462 und Judenverbrennung 1470). In: Schau-ins-Land 83 (1965), S. 135–148.

15) Karl Josef Baum, Das Ender Judenspiel als Ausdruck mittelalterlicher Judenfeindschaft. In: Paul Wilpert (Hrsg.), Das Judentum im Mittelalter. Beiträge zum christlich-jüdischen Gespräch (+ Miscellanea Mediaevalia 4). Berlin 1966, S. 337–349.

16) Franz Hirtler, Eendingen am Kaiserstuhl. Bilder aus seiner Vergangenheit. In: Badische Heimat 16 (1929), S. 209–218.

17) Eendingen wieder Stadt. Festschrift aus Anlaß der Wiederverleihung des Stadtrechts am 28. Januar 1950. Adolf Futterer, Eendingen. Seine Beziehung zum Kloster Einsiedeln, Stadtgründung, St. Martinskirche und anderes. Eendingen 1972.

Der gesamte bauplastische Schmuck von St. Martin wird dem Künstler zugeschrieben, den das bemerkenswerte Sakramentshäuschen im Chor inschriftlich bezeugt: Hans Herthaupt, 1471. Das mag richtig sein, aber falsch ist gewiß die verharmlosende Interpretation dessen, was er schuf: „Von den Stützpfeilern schauen heute noch die grimmasschneidenden Wasserspeier lustig herab“ (Futterer, a. a. O. S. 39).

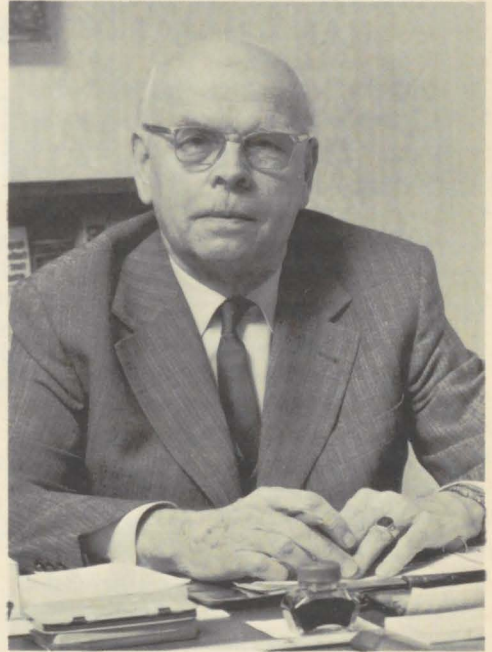
# Dr. Knittel

## Ehrenpräsident der „Badischen Heimat“

Im Januar dieses Jahres hat der Landesvorstand seinen ehemaligen Zweiten Vorsitzenden, Herrn Dr. Eberhard Knittel, zum Ehrenpräsidenten des Landesvereins Badische Heimat e.V. ernannt. Er folgte damit einer Empfehlung, die in der Vorstands- und Beiratssitzung am Vortage der Jahresversammlung 1975 in Bruchsal einhellig begrüßt und angenommen worden war. Dr. Knittel hatte sich schon einige Monate zuvor wegen verstärkter persönlicher Inanspruchnahme in seinem Betrieb aus beruflichen Gründen gezwungen gesehen, das Amt des Zweiten Landesvorsitzenden zur Verfügung zu stellen, sich aber gleichzeitig bereit erklärt, auch weiterhin den Vorsitz der Karlsruher Ortsgruppe beizubehalten. Somit bleibt dem Verein der stets geschätzte, erfahrene Rat Dr. Knittels in den Gremien des Vorstandes und des Beirats erfreulicherweise erhalten.

Mit dieser Ehrung will der Landesverein Badische Heimat nicht nur das verdienstvolle, energische Eintreten des langjährigen Zweiten Landesvorsitzenden um die Wiederbelebung und Erhaltung unseres Vereins würdigen, sondern auch den Dank und die Anerkennung ausdrücken, die Dr. Knittel als Chef des Karlsruher Verlagshauses G. Braun für die Gesamtherstellung und Betreuung unserer Vereinszeitschriften „Badische Heimat“ und „Ekkhart“ gebühren. Es war keineswegs selbstverständlich, daß Dr. Knittel unverzüglich nach dem Wiederbeginn unserer Vereinsarbeit seinen von Kriegszerstörung heimgesuchten und gerade in vollem Aufbau begriffenen Verlag samt Druckerei für die Publikationen der Badischen Heimat mit zur Verfügung stellte.

Damit half er in hohem Maße einmal das überlieferte Ansehen unseres Vereinsschrifttums zu erhalten und weiter zu tradieren. Die Ernennungs-



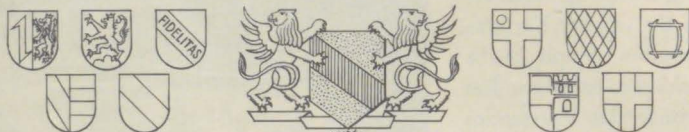
surkunde würdigt aber auch den verlegerischen Unternehmungsgeist von Dr. Knittel, mit dem er – getreu der Zielsetzung der Badischen Heimat – entscheidend dazu beitrug, daß bis auf den heutigen Tag Heimatliteratur von Niveau herausgegeben und verbreitet wird, was in Anbetracht der so notwendigen Förderung und Pflege unseres heimatlichen Volksgutes und der Erforschung seiner geistesgeschichtlichen Grundlagen insgesamt als kulturelles Wirken von hohem Rang bezeichnet werden muß. In einer eigens auf den 24. Januar 1976 anberaumten Sitzung konnte die im Verlag G. Braun künstlerisch gestaltete Ehrenurkunde von den anwesenden Mitgliedern des Landes-

In dankbarer Anerkennung seiner verdienstvollen Tätigkeit - als Zweiter Landesvorsitzender und in besonderer Würdigung seines persönlichen Einsatzes für die Wiedergründung des Landesvereins nach dem Zweiten Weltkrieg ernannt der Landesverein <Badische Heimat e.V.> seinen verehrten

Herrn Dr. Eberhard Knittel

Zum  
**Ehren-Präsidenten**

Der Landesverein würdigt damit zugleich den verlegerischen Unternehmungsgeist, mit dem Herr Dr. Knittel die Zielsetzung - der <Badischen Heimat> nämlich Vertiefung der Heimatkultur und Herausgabe von Zeitschriften und Werken hervorragend gefördert und der Heftesgeschichte unseres Landes weithin-Ansehen verschafft hat + Freiburg/Breisgau, im Januar 1976



*[Signature]*  
 VIZEPRÄSIDENT

*[Signature]*  
 PRÄSIDENT

LANDESRECHNER

*[Signature]*  
 SCHRIFTFÜHRER

LANDESVEREIN <BADISCHE HEIMAT E.V.> FREIBURG/BREISGAU

vorstandes ausgefertigt und damit die Ernennung von Dr. Knittel zum Ehrenpräsidenten unseres Vereins vollzogen werden.

Die Bedeutung, die der so Geehrte selbst diesem Ereignis beimaß und mit welcher persönlicher Verbundenheit zur „Badischen Heimat“ er diese Ehrung entgegennahm, fand in der Anwesenheit seiner engsten Familienangehörigen sinnfälligen Ausdruck. Ebenso wurde bei

der anschließenden, vom Ehrenpräsidenten ausgesucht und dezent arrangierten Tafelrunde in wohltemperierten Tischreden und angeregter Unterhaltung deutlich, daß die „Badische Heimat“ sich nicht nur unter anderem mit Familienforschung befaßt, sondern auch selbst in echter, familiärer und froher Geselligkeit ihren verdienten Ehrenpräsidenten zu feiern verstand.



# Der Psalter aus St. Martin in Waldkirch

Ein Meisterwerk der mittelalterlichen Buchmalerei

*Willi Thoma, Waldkirch*

Anlässlich der 850-Jahrfeier der Stadt Freiburg wurde im Augustinermuseum eine glanzvolle Ausstellung der Kunstepochen der Stadt Freiburg gezeigt. Eines der ältesten und kostbarsten Kunstwerke war die Handschrift aus der Pfarrkirche St. Martin in Waldkirch. Neben dem Evangeliar des Klosters Gengenbach war der Psalter aus St. Martin in Waldkirch die einzige Handschrift um das Jahr 1200.

Wer Gelegenheit hatte, die 13 ganzseitigen Miniaturen und die 8 ganzseitigen Initialen des 180 Blatt starken Buches zu betrachten, konnte bewundernd feststellen, daß die Leuchtkraft der Farben über die Jahrhunderte hinweg frisch erhalten ist. Die Miniaturen zeigen biblische Szenen auf gehämmertem oder mit geritzten Ranken ornamentiertem Goldgrund.

## *Zur Geschichte der Handschrift*

Erst vor 40 Jahren wurde durch den Kunsthistoriker Hanns Swarzenski unter der Quarzlampe ein Eintrag in einer Schrift des 14. Jahrhunderts entziffert, der den kostbaren Psalter nach Waldkirch lokalisiert. Der Eintrag nennt als Besitzer der Handschrift Ladislaus Blassenberg. Was unter der Quarzlampe entziffert worden ist, lautet:

„Ladislaus R. (ec) tor  
ecclesiae S. Martin prope Waldkilch“  
und  
„Festum Agate ubi sit nona luna require.“

Wer war Ladislaus Blassenberg? Wie kam die kostbare Handschrift in seinen Besitz? Ist die Heimat der Handschrift in Waldkirch zu sehen? Wir wissen über Blassenberg nicht viel. Sicher ist, daß er der letzte Pfarrer von St. Martin bei

Waldkirch und 1431 der erste Propst des Chorherrenstifts war, das dem Frauenkloster nachfolgte.

Seinem Namen nach könnte er aus Böhmen oder Polen stammen. Sein Bild, das eine stolze Reihe von Präpsten anführt, zeigt ihn bezeichnenderweise mit einem Buch in der Hand. Handelt es sich um unseren Psalter? Als letzter Pfarrer von St. Martin brachte er diese Handschrift, die zur liturgischen Ausstattung und sicher zu den wertvollsten Kunstschätzen der St. Martinskirche zählte, mit ins Chorherrenstift St. Margarethen. Oder war es so, daß diese Handschrift aus dem Kirchenschatz des Klosters stammte und nach der Umwandlung des Damenstifts in ein Chorherrenstift dem ersten Propst zugefallen ist?

Mancher wird fragen, wo denn eigentlich die St. Martinskirche gestanden hat? Dr. Heinrich Roth hat 1942 eine im alemannischen Institut Freiburg aufgenommene vielbeachtete Studie über „St. Peter und St. Martin bei Waldkirch“ geschrieben. Die seit dem 8. Jahrhundert unweit des Engewaldes ca. 140 m von der B 294 entfernt mit einem Kirchhof und einem Pfarrhaus am Waldrand gelegene St. Martinskirche war, wie Dr. Roth feststellt, eine fränkische Kirchengründung, deren Patron der Nationalheilige der Franken war. Ihm wurden zahllose Bilder und Plastiken gewidmet. In der großartigen Sammlung mittelalterlicher Kunst im Metropolitanmuseum in New York befindet sich eine ausdrucksvolle Holzplastik des St. Martin aus dem Oberrheingebiet.

Der heilige Martin von Tours war das Symbol der fränkischen Reichskirche. Ein „Reichsheiliger“ wurde zum Zeichen der staatlichen Ge-

meinschaft. Mit der Ausbreitung der fränkischen Macht wurden zahlreiche Kirchen dem heiligen Martin geweiht.

Um das Jahr 1000 soll eine Martinskapelle in Suggental gestanden haben. „Im Jahre 1099 ist die Silber- und Bleigrube bei der Martinskapelle aufgetan und das Schmelzwerk an der Elz erbaut worden“ schreibt Baader in „Volkssagen aus dem Lande Baden“. Wir wissen heute, daß die Martinskirchen in die früheste Zeit der fränkischen Besetzung, also bis zum 6. Jahrhundert zurückreichen. St. Martin bei Waldkirch ist wohl im Zuge des Ausbaues der fränkischen Macht etwa im 8. oder 9. Jahrhundert entstanden, wenn auch in der Breisgauer Bucht schon die älteren alemannischen Peterskirchen vorhanden waren.

Schwaben war zu Beginn des 8. Jahrhunderts ein christliches Land. Dies geht eindeutig aus dem damaligen Volksrecht der *lex Alemannorum* hervor, in der das Recht der Kirche den ersten Platz einnimmt. Unter den Frankenherrschern wurde das Christentum zur Staatsreligion und der Heiligenkult diente als staatspolitisches Werkzeug.

Wie kam der Psalter nach Waldkirch? Ist er doch 200 Jahre älter als sein Besitzer. Wir wissen heute noch zu wenig. Man müßte zahlreiche einzelne, oft ganz geringfügige Spuren verfolgen und diese anhand kloster- und landesgeschichtlicher Details überprüfen. Thesen zur Lokalisierung und Datierung sollen jedoch zurückgestellt werden. Der Betrachter soll sich vor allem an den großartigen Bildern, Kunstwerken von hohem Rang und enormer Aussagekraft erfreuen.

Das weitere Schicksal der Handschrift liegt wie ihre Herkunft im dunkeln. Wir wissen, daß sie später in das Kloster Zwiefalten gelangt, wo sie 1581 unter Abt Georg Rauch neu eingebunden wurde. Der Rollenstempel des 16. Jahrhunderts zeigt Halbfiguren der Fides, der Caritas, der Justitia und der Spes; auf dem Einband sind Medaillonköpfe zu sehen, die mit Huss, Luther, Erasmus von Rotterdam und Melanchthon umschrieben sind. Nach der Säkularisation wurde

die Handschrift in die Landesbibliothek nach Stuttgart verbracht.

#### *Monument der Gottesfurcht*

Fast alle Zeugnisse aus der frühen Epoche der Waldkircher Geschichte sind verloren gegangen. Um so erstaunlicher ist es, daß diese Handschrift, Dokument der religiösen Ergriffenheit einer glaubensmächtigen Zeit, Ausdruck eines lebendigen geistigen und künstlerischen Lebens und eines gepflegten Kunstsinnes erhalten geblieben ist.

Das Psalterium von St. Martin zählt heute zu den kostbarsten Dokumenten der schwäbischen Buchmalerei, die sich in der Württembergischen Landesbibliothek befinden. Direktor Dr. Irtenkauf von der Landesbibliothek gab dem Verfasser Gelegenheit, die Handschrift zu betrachten. Ein Gelehrter vom Fach, Pater Virgil E. Fiala vom Kloster Beuron, der sich gerade studienhalber in der Landesbibliothek aufhielt, erklärte die Besonderheiten dieses Werkes.

#### *Kaiserlicher Buchliebhaber*

Wir wissen heute, daß der kostbare Psalter um das Jahr 1200 geschaffen worden ist. Erinnern wir uns: das war die Zeit der Hohenstauffer-Kaiser. Damals herrschte Friedrich II., König von Sizilien und Jerusalem, einer der geistig bedeutendsten Fürsten des Mittelalters. Es war die Zeit, in der die ritterliche Dichtkunst in Deutschland in Blüte stand. Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide wirkten am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen auf der Wartburg. Das war die Zeit, als das Nibelungenlied aufgezeichnet wurde und die heilige Elisabeth, die Landgräfin von Thüringen, wirkte. Die Zeit der Kreuzzüge. Der Kaiserdom in Worms wurde gebaut und der romanische Querbau des Münsters in Freiburg begonnen. Es war die glanzvolle Zeit der Hohenstauffer. Friedrich II., der letzte Staufer, der die Kaiseridee des christlichen Mittelalters machtvoll vertritt, war selbst ein großer Buchliebhaber. In einem Brief an die Universität Bologna der er

Übersetzungen aus den Werken des Aristoteles schenkte, schrieb er:

„Seit unserer Jugend, ehe wir die Pflichten der Regierung auf uns nahmen, haben wir immer die Wissenschaft geliebt und ihre balsamischen Düfte geatmet. Jetzt sind wir meist von Staatspflichten in Anspruch genommen, aber die wenige Zeit, die uns bleibt . . . verbringen wir mit den Freuden des Lesens . . . und meditieren über die Schriften aller Arten, die sorgfältig geordnet, unsere Schränke bereichern.“

Während seiner Kriegszüge hatte er öfters Bücher in Kisten mitgeführt, die auf den Rücken von Packeseln transportiert wurden. Er schrieb Gedichte und verfaßte ein in Gold und Silber gebundenes Buch über Falken und Hunde, das herrliche Illustrationen aufweist.

#### *Buchmalerei – Kleinform der Kunst*

Die Kunst der Buchmalerei hat ihren Ursprung in der Antike. Irische Mönche waren Meister in dieser Kunstrichtung. Auf Geheiß Karls des Großen wurden in der Hofschule prachtvolle Evangeliare geschaffen. Byzantinische Künstler und die von ihnen geschulden Franken haben in diesen Palastschulen des Kaisers spätantike Vorbilder verarbeitet. Das „Heilige römische Reich deutscher Nation“ symbolisiert sich in dem Evangelienbuch Otto III. Auf einer Prachtminiatur ist der Kaiser zwischen Bischöfen und Kriegern auf dem Thron zu sehen. Er war es, der das St. Margarethenstift in Waldkirch 994 zum Reichskloster erhoben hat.

Von den Kaiserpfalzen aus wird die Bildkunst auf die großen Klöster St. Gallen, die Reichenau, Reims, Tours u. a. übertragen. Die Miniaturmalerei ist vorwiegend und am intensivsten von Mönchen und Klosterfrauen ausgeübt worden, so daß man sehr wohl von einer Klosterkunst sprechen kann. In den Klöstern, die sich zu Mittelpunkten der Gelehrsamkeit entwickelten, wurden Schriftwerke durch Abschreiber vervielfältigt. In jener bücherarmen Zeit war man auf diese Art der Kopie angewiesen. Es war offensichtlich eine schwierige und anstrengende Beschäftigung: „Ihr wißt nicht,



*Zier-Initiale Psalm 109*

was Schreiben bedeutet, es ist eine mörderische Arbeit“ klagte ein Mönch. Ein anderer bemerkte: „Lieber Leser, der Du diese Seiten umblätterst, gib acht, daß Du nicht die Schrift beschädigst; denn keiner, der nicht selber ein Schreibe-künstler ist, kann sich die rechte Vorstellung von der Mühe machen, die darin steckt. Es ist für den Kopisten ebenso köstlich, auf der letzten Seite anzulangen, wie für den Seemann, seinen Hafen zu erreichen. Drei Finger halten die Rohrfeder, aber die Arbeit verschlingt den ganzen Menschen.“ Die Buchmalerei erlebte in Deutschland und Frankreich während der Karolingerzeit ihre Blüte dank der Förderung durch Karl den Großen und seinen Nachfolger, den begeisterten Bibliophilen, Karl den Kahlen.

#### *Buchproduktion im Teamwork*

Für uns ist es heute eine Selbstverständlichkeit, daß wir ein Buch, ein Konsumartikel wie jeder andere, beliebig kaufen können. Das mittelalterliche Buch dagegen war liturgisches Vorlese-

buch, dessen Text gewissermaßen immer unverändert war. Es hatte einen festen Standort. Als handgeschriebenes und handgemaltes Buch war es stets einmalig. Heute drucken wir Tausende von Exemplaren pro Tag aus. Im Mittelalter dauerte die Fertigung eines einzigen Buches viele Jahre. Schon die Vorbereitung war außerordentlich umfangreich. In den Klosterwerkstätten wurden jahrelang Pergamente gerbt und geschabt. Eine ganze Gruppe von Handwerkern und Künstlern mußte zusammenwirken, bis eine Handschrift geschaffen war: Gerber, Maler, Schreiber, Buchbinder, Goldschmiede, Bohrer und Balierer. Der Kunstmaler wurde bereits beim Text benötigt. Die Anfangsbuchstaben der Evangelien oder der Psalmen wurden von Malern in kunstvoller Weise über eine ganze Seite hinweg geschaffen. Die Fantasie des Miniaturmalers entzündete sich geradezu an den Initialen. Dann wurde Blattgold auf das Pergament aufgetragen. Gold oder später blau sind die Farben der Ewigkeit. Dünn geschlagenes Gold fand Verwendung. Erst darüber wurden die Figuren und die Gegenstände gemalt. Die Farben bestanden nicht selten aus zerriebenen Halbedelsteinen. Einen gewissen Grad von Mechanisierung vermitteln die Ornamente. Die Goldgravierungen des Psalters von St. Martin sind von großer Schönheit.

Die moderne Fototechnik bringt selbst auf Schwarz-weiß-Fotos die feinen kunstvollen Ziselierungen besonders deutlich heraus. Die Ranken und Blüten auf dem Goldgrund werden gelegentlich von Engeln, Stern und Kelch unterbrochen. Sie haben eine auffallende Parallele zu mittelalterlichen Goldschmiedearbeiten, z. B. beim Reliquienkreuz aus Zwiefalten um 1130. War auch am Psalter von St. Martin ein Goldschmied am Werk? Der Originalbucheinband ist leider nicht mehr vorhanden. Der Holzdeckel wurde 1581 im Kloster Zwiefalten mit gelbem Schweinsleder überzogen.

Wir wissen heute, daß die illuminierten Handschriften bis zum 13. Jahrhundert größtenteils in Klosterschreibschulen entstanden. Nach die-

ser Zeit waren vielfach auch Laienkräfte und einzelne Künstler tätig. Im 12. Jahrhundert rückt der Psalter in den Vordergrund, während in der Karolinger- und Ottonenzeit die Evangeliiare und die Evangelistare ihre Blütezeit erlebten. Die weltlichen Herrscher haben diese kostbaren Handschriften oft als Geschenke oder Stiftungen vermacht. Unter den Hohenstafern traten dann die geistlichen Würdenträger an ihre Stelle.

### *Psalmen – Schöpfung der Weltliteratur*

Wenden wir uns der Beschreibung des Psalters aus St. Martin zu. Ein Psalter ist ein liturgisches Buch, in dem die Psalmen des Alten Testaments gesammelt sind. Bekanntlich kennt das Alte Testament 150 Psalmen, religiöse Lieder, die in 5 Büchern untergeteilt sind, Hymnen und Danklieder, Bittgebete und Klagelieder. Sie gehören zu den bedeutendsten Schöpfungen der Weltliteratur, sie wirkten stark auf die europäische Dichtung. Das griechische Wort „Psalmos“ hat einen doppelten Sinn, es bedeutet „Das Buch der Psalmen“ und es bedeutet „Saitenspiel“. Im Mittelalter verstand man darunter ein Musikinstrument, eine Art Vorläufer der Zither. Die Loblieder wurden nicht nur gesprochen, sondern auch gesungen, psalmiert. Schlichtes Rezitieren und feierliche Melodien in der gregorianischen Formlehre wechselten sich ab. Die Psalmen sind neben dem Hohelied Salomons die bedeutendsten poetischen Schriften des Alten Testaments, sie sind wesentliche Bestandteile des kirchlichen Stundengebetes und der christlichen Liturgie überhaupt geworden. Das Psalterium, das Gesangbuch der Mönche, wird nicht nur kunstvoll niedergeschrieben, sondern die Seiten werden geschmückt und illuminiert, die Anfangsbuchstaben der Psalmen mit großen Initialen, zum Teil ganzseitig, geschrieben.

Für Priester und Mönche war es im 9. Jahrhundert vorgeschrieben, das ganze Psalterium aus dem Gedächtnis hersingen zu können. Viele Mönche sangen die gesamten Psalmen täglich.

Der heilige Benediktus war schon zufrieden, wenn sie einmal in der Woche gesungen wurden.

Der Psalter von St. Martin ist in Abschnitte eingeteilt. Der Vorsänger sang vor, das Volk sang nach. Damit war allen geholfen, auch denen, die nicht lesen konnten, und die sich kein teures Buch leisten konnten. Der Humanist Erasmus von Rotterdam gibt allerdings keine vorteilhafte Beschreibung vom Kirchengesang seiner Zeit. Er redet von verliebten Liedern, die mehr zum Tanze der liederlichen Weibsleute und Schalksnarren eingerichtet als zum Gottesdienst schicklich seien. Fürstabt Martin Gerbert aus St. Blasien hat in seinem Buch „De cantu et musica sacra“ geschrieben:

„Die Kirchenväter gaben sich viele Mühe, die weichlichen und den Verliebten geläufigen Lieder und Töne aus den Köpfen zu bringen.“

Wenn auch das Wort cantare, dem eine eigene Initiale im Psalter aus St. Martin gewidmet ist, nicht immer singen, sondern auch lesen bedeutet, so zeigen doch die Choralnoten, daß der Gesang der Psalmen im Vordergrund stand. Jedenfalls bei der feierlichen Messe.

Jedem Kirchenfest ist im Psalter ein Bild vorangestellt, eine ganzseitige Miniatur in der Höhe von 14,4 cm und in der Breite von 10,5 cm. Die Miniaturen und Initialen sind auf Pergament mit Deckfarbenmalerei aufgebracht. Der Goldgrund ist gehämmert und mit geritzten Ranken ornamentiert.

Der Psalter von St. Martin bietet eine reiche und faszinierende Sammlung von Miniaturen. Einige Bilder sollen hier veröffentlicht und erläutert werden.

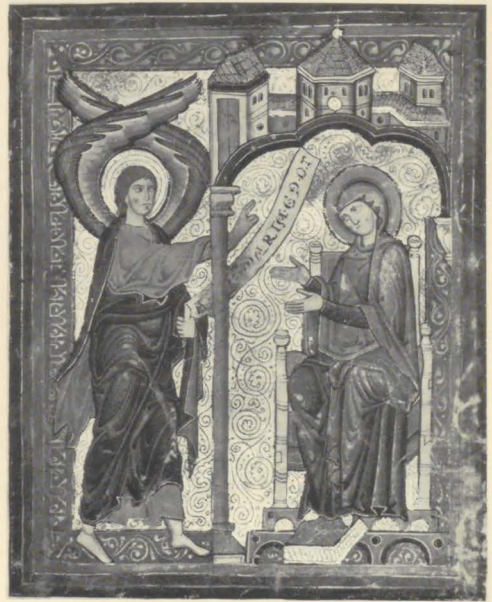
### *Verkündigung an Maria*

Mit der Verkündigung Maria hebt das Psalterium an. Vor dem goldenen Bildgrund zeichnet sich ein auf einer schlanken Säule ruhender Kuppelbaldachin byzantinischer Herkunft ab. Auf den Arkaden sitzt ein Bauwerk, bestehend aus zwei Gebäuden und einem sechseckigen Turm. Ist aus dieser Architektur ein Hinweis auf ein bestimmtes Patronat der Muttergottes

gegeben? Die durch die schlanke Säule unterstrichene Zweiteilung des Bildes bestimmt den Aufbau, kraftvoll und in leuchtenden Farben. Der Verkündigungengel, dessen Flügel sich über dem Haupt in schwungvoller Weise kreuzen, hat die rechte Hand im Redegestus erhoben. Die Farbenkraft dieser Flügel überrascht. Das an eine Ikone erinnernde Bild zeigt Maria in demütiger Haltung auf einem Stuhl sitzend. Das Schriftband enthält die schwer leserliche Schrift „Ave Maria“. Der mit goldenen Ranken verzierte Hintergrund, ähnlich einer Goldschmiedearbeit, verstärkt die ikonenhafte Wirkung des Bildes. Die in den Goldgrund eingritzten figürlichen Ornamente gehen auf byzantinische Buchmalerei zurück.

Der Verkündigungengel des Psalters erscheint als licht- und glanzfunkelnde Gestalt. Nach alter Überlieferung ist der Erzengel Gabriel, der Feuerengel, der Engel des Ostens, ex oriente lux – der Lebensbringer. Der Künstler zeichnet ihn als wirklichen „König der Heerscharen“. Die Erzengel Gabriel und Michael werden so ge-

*Verkündigung an Maria*



nannt. Weitere Engelnamen als Ausdruck ihres Wesens sind „Augen Gottes“, „Feuerfackeln“, „feurige Steine“, „Morgensterne“, „die Lebendigen“, „die nie Schlafenden“. Im Psalm 103 werden sie starke Helden und Täter des Wortes Gottes benannt. Diese schönen Titel finden ihren künstlerischen Ausdruck in den Formen und Farben dieses Verkündigungsengels. Das Wort Engel ist über das lateinische Wort „Angelus“ vom griechischen Angelos hergeleitet. Es bedeutet: Bote, Botschaftverkünder. Engel ist keine Personenbezeichnung, sondern der Träger eines Amtes. Gott hat diesen Engel als seinen Ratgeber geschaffen. Dieser Gabriel des Verkündigungsbildes ist ein „Sohn des Höchsten“. Er hat den Auftrag, den ganzen Kosmos mit Gotteskraft und Segen zu durchströmen. Den unzähligen Darstellungen der Verkündigung Gabriels an Maria liegt trotz mancherlei Variationen eine einheitliche Ordnung zugrunde. Gabriel steht ehrfürchtig vor Maria, seine Gewänder flattern noch vom Fluge zur Erde im Wind. Meist tritt er von links her in Erscheinung. In der Symbolik bedeutet das, Gabriel kommt von der verborgenen Welt Gottes in die sichtbare Welt der Maria, die auf der rechten Bildseite sitzt. Dieser Rhythmus von links nach rechts ist typisch für die Verkündigungsbilder. Daß wir ein Verkündigungsbild aus der Frühzeit vor uns haben, wird daraus ersichtlich, daß Gabriel noch keinen Lilienstab oder Botenstab in der Hand hält.

Unser Bild zeigt die Macht und die Großartigkeit der Engelserscheinung. Das rot-blaue Gewand und die zum Kreis geschwungenen Flügel in der Farbe des Feuers oder des Regenbogens beruhen auf zwei großen Überlieferungen. Einerseits auf der kultischen Farbsymbolik des Alten Testaments, andererseits auf der Farbsymbolik der Antike. Purpurrot, purpurbau, scharlachrot und weiß sind die vier Kultfarben der Hebräer. Die rot-blaue Polarität versinnbildlicht die göttliche Majestät, die göttliche Weltherrschaft ist purpurrot und das universale Priestertum der Gottheit ist purpurbau. Im Kosmos, im Kult und in der Geschichte findet

sich diese rot-blaue Polarität. Die west- und oströmischen Kaiser, die ihre Macht von Gott herleiten, beanspruchen diese beiden Farben als Zeichen ihrer Göttlichkeit. Bau gilt neben gold und weiß als eine himmlische und sieghafte Farbe, als Symbolfarbe der „vita angelica“ und der „vita coelestis“.

In einem Mosaik in der Kathedrale von Monreale ist im späten zwölften Jahrhundert ein Cherubim dargestellt, der wie Gabriel im Psalter von St. Martin ein Flügelpaar über seinem Haupt im Kreis geschlossen hat. Er trägt sechsfache augenbedeckte Flügel.

### *Hirtenverkündigung*

Die bildliche Darstellung erscheint als direkte Übersetzung des lebendigen Berichtes im Lukas-Evangelium:

„Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herden. Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie. Und sie fürchteten sich sehr. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet Euch nicht! Siehe, ich verkünde Euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird.“

Dir Botschaft geht an drei Hirten, von denen allerdings der eine sich ganz dem wärmenden Feuer zuwendet. In den Flammen sind die Holzstücke zu erkennen. Der Hirt scheint die Wärme mit Behagen zu genießen. Dieses Kalenderbild gehört im Mittelalter zum Januar. Im berühmten Bamberger Psalter, der zur gleichen Zeit wie der Psalter von St. Martin entstanden ist, wärmt sich im Kalenderbild des Monats Januar ein alter Mann mit Zipfelmütze am offenen Feuer.

Die Szenerie, die der Künstler darstellt, ist voller Realismus. Das Halsband des Wachhundes trägt eiserne Stacheln. Das läßt den Schluß zu, daß die Hunde des Nachts bei der Bewachung der Herden Kämpfe mit Wölfen und anderen wilden Tieren zu bestehen hatten. Damit ihnen nicht der Hals zerrissen wird, tragen sie dieses Schutzhalsband. Die keulenartigen Stöcke der Hirten, einer davon in der Form einer Morgen-



Verkündigung an die Hirten

sternwaffe, unterstreichen dies. Die naturalistische Szene im Feld mit Schafen, Ziegenbock, Hund, Hirtenfeuer und Bäumen ist leider etwas beschädigt.

Den oberen Teil des Bildes nehmen die Verkündigungengel ein. Die Engel, die auf den Hügeln erschienen sind, tragen rote und weiße Nimben um das Haupt. Das Flügelpaar des einen Engels ist schwarz-weiß-rot, das andere rot-hellbraun gefärbt.

Wie hat der Seher Daniel den Engel geschildert: „Da stand ein Mann in Linnen gekleidet und die Lenden mit Gold von Ophir gegürtet. Sein Leib war wie Chrysolith und sein Antlitz leuchtete wie Blitzschein; seine Arme und Beine funkelten wie poliertes Erz und der Schall seiner Worte war wie das Tosen einer großen Volksmenge.“

Die Liturgie der Weihnachtszeit enthält Verse aus dem Weisheitsbuch: „Als alle Dinge in der Mitte des Schweigens waren und die Nacht in ihrem Lauf die Mitte hielt ihrer Bahn, da stieg Dein allmächtiges Wort o Herr aus dem Him-

mel herab von seinem königlichen Thron.“ Diese Thematik hat ihre künstlerische Ausformung in der Waldkircher Miniatur erfahren. Theodor Haecker hat einmal gesagt: „Die Sprache ist die höchste Sprosse der Leiter der Kunst, auf der Engel herab und hinauf und herauf und hinabsteigen.“

### Geburt Christi

Das Weihnachtsbild, das sich uns hier zeigt, ist für unsere Begriffe fremd. Die Miniatur ist Erbe des byzantinierenden Stils. Die ersten christlichen Jahrhunderte kennen weder das Fest der Geburt Christi noch das Fest der Heiligen Dreikönige. Die frühchristliche Kunst hat aus Byzanz, dem Roma nova, den vor uns liegenden Typus der Geburt Christi übernommen. Die Ostkirche strahlt ihre Bildertheologie auf den Westen aus. Auf dem Boden ruht auf einer blauen Lagerstatt – dem Wochenbett – Maria, eingehüllt in die weiten Falten eines violetten, mit Purpurstreifen konturierten Mantels. Die Linke weist zum Christkind, das auf einer

### Geburt Christi



Krippe liegt, die die Form eines Hauses oder eines Altars angenommen hat. Die Rechte deutet zu Josef, der, wie die byzantinische Tradition es will, als Nährvater Christi klein und zusammengekauert am Fußende des Wochenbettes sitzt, den Griff einer Schaufel oder eines Arbeitsgerätes in der Hand. Josef trägt einen eigentümlichen weißen Hut, der oben spitz zusammenläuft und in zahlreichen Miniaturen wiederkehrt. Es handelt sich um den sogenannten Judenhut, der im Mittelalter von den Juden getragen werden mußte wie der gelbe Stern im Dritten Reich. Darüber steht die mächtige, von einem runden Bogen getragene Krippe, auf dem das in ein rotes Tuch und blaues Hemd gekleidete Kind liegt. Dahinter neigen sich Ochs und Esel anbetend zum Kind. Die beiden Tiere stehen für das Judentum und Heidentum. Zwischen dem Ochs, der an das Gesetz gespannt ist, und dem Esel, der mit der Sünde des Götzendienstes beladen ist, liegt der von beiden Lasten befreiende Gottessohn. Er streichelt mit seiner Linken den Esel, der sich zutraulich zu ihm neigt. Im linken oberen Teil des Goldgrundes schwebt ein Engel vom Firmament mit ausgebreiteten hilfebringenden Händen zum Christkind gewandt. Diese, sehr fein konturierte Zeichnung läßt sich auf der Schwarzweiß-Fotografie besser erkennen als in der farbigen Miniatur.

Zwischen Esel und Ochs im Goldgrund leuchtet der große achtstrahlige Stern. Der von Jesaja geweissagte Stern von Bethlehem, der mit unbeschreiblichem Licht vor allen Sternen am Himmel glänzt, ist wie Sonne und Mond auf Kaiserbildern das Zeichen der weltumspannenden Herrschermacht. Das göttliche Kind ist durch einen Kreuznimbus ausgezeichnet. Haben wir in dem anderen goldenen Kreis unterhalb der Krippe im Mittelpunkt des Bildes nicht eine Sonne zu sehen, oder handelt es sich hier nur um einen Torbogen? Der 25. Dezember ist in Rom der Beginn des Jahres. In dem alten *Calendaria Bucheriano* wird der 25. Dezember von den Römern *Natalis Invicti* genannt. Darunter wird *Phöbus* oder *Sol*, die Sonne, ver-

standen. Das Fest der Geburt des Herrn trifft mit dem Jahresbeginn der Römer zusammen. Fürstabt Martin Gerbert von St. Blasien weist in *Vetus liturgia alemannica* auf dieses Zusammentreffen hin. Der Bildrand wird überschritten von einem kleinen Baum, aber auch die Ohren des Esels und die Hörner des Ochs überschneiden ihn.

### *Anbetung der Könige*

Das Lichtfest der Epiphanie war das eigentliche Weihnachtsfest der Ostkirche. Die Huldigung der Magier, später Königen gleichgesetzt, zeigt uns eine besonders festliche Miniatur. Die Mutter Gottes ist im Typus der byzantinischen *Nikopoia* dargestellt und trägt den hoheitsvollen, unkindlich wirkenden Christus auf ihren Knien.

Maria sitzt frontal auf einem kaiserlichen Thronsessel mit dem Christuskind, dem segnenden „Welterlöser-Kaiser“ auf ihrem Schoß. Sie trägt die Prachtgewänder einer staufischen Königin. Die Magier nähern sich mit ihren Gaben ehrfurchtsvoll. Die Darstellung folgt dem traditionellen Bildschema, wie es die byzantinische Kunst ausgearbeitet hatte.

Der 1. König, ein Greis, in kostbaren purpurroten und hellroten Gewändern und Goldbrokat gekleidet, kniet gabendarbringend vor dem Christkind. Seine Würde wäre auch nicht von einem Dürer zu übertreffen. Hinter ihm drängen sich seine beiden Begleiter. Der zweite König, ein Mann in reiferen Jahren, der dritte ein Jüngling. Dem hochmittelalterlichen Symbolismus folgend verkörpern sie die drei Lebensalter. Der mittlere König weist – und dies ist eine typische Geste für die damalige Kunstrichtung – auf den Stern hin, der im blauen Firmament schwebt. Nicht nur dieser Stern ist das Zeichen der weltumspannenden Herrschermacht.

Maria trägt die Insignien der Königin, die Krone und den Reichsapfel, das Kind den Kreuznimbus. Die drei Weisen aus dem Morgenland, von denen das Matthäus-Evangelium berichtet, bringen gewissermaßen als Vasallenkönige dem Weltherrscher ihre königlichen



Huldigungsgeschenke dar. Caspar, Melchior und Balthasar vertreten die drei damals bekannten Erdteile Europa, Asien und Afrika, wobei allerdings Balthasar noch nicht als Mohr gezeichnet ist.

Der Thronessel hat die Form eines Gebäudes angenommen. Über dem Baldachin ist eine Kirche gezeichnet mit Langhaus und Turm.

Können wir davon ausgehen, daß die Mutter Gottes die Patronin der Kirche ist oder handelt es sich hier um eine in Handschriften des 13. Jahrhunderts geläufige Architekturform? Auf frühchristlichen Darstellungen findet sich gelegentlich die Geburtskirche in Bethlehem, die von Helena, der Mutter des Kaisers Konstantin im 4. Jahrhundert errichtet worden ist.

Maria, die Königin, mit rotem Nimbus, mit den für das 13. Jahrhundert typischen Gewändern angetan, violett, grün, gold und blau. Die goldenen Schuhe stehen auf einem Fußschemel. Der Hintergrund bildet ein rautenartig konturiertes goldenes Fenster. Gold ist die Farbe der Ewigkeit. Das Kind, die Mutter und die Könige erwecken einen majestätischen Eindruck. Und dennoch, das Kind umklammert mit seiner Linken den Daumen der Mutterhand. Es setzt sich durch seine Segensgebärde in einen deutlichen Kontakt mit den Königen. Hat Maria nicht mädchenhafte Züge, zeigen sich hier nicht die ersten Spuren des „weichen Stils“, – der zarten und liebenswürdigen Kunst, die es mit ihren schönen Madonnen am Oberrhein zu so hoher Blüte gebracht hat?

Die zart schattierten Gesichter sind fein geformt, ihr Ausdruck ist so nuanciert, daß man Freude, Hoffnung und Vertrauen aus ihnen ablesen kann. Das Bild erinnert an Glasmalereien, das Fenster der Schneiderzunft, das um 1320 im Münster in Freiburg geschaffen wurde, aber auch an die Anbetung der Heiligen Drei Könige in Rosenweiler im Elsaß. Der mittlere der drei Könige, der in der typischen Geste zum Stern deutet, erinnert an die im Mittelalter während des Gottesdienstes aufgeführten Schauspiele: Drei Chorherren mit Kronen auf dem Haupt traten zum Altar. Der mittlere König zeigt mit



*Anbetung der Könige*

einem Stab oder mit der Hand gegen Morgen auf einen Stern. Die Gesamtkomposition wird ganz auf Maria und das Kind ausgerichtet. Die Magier, die nach dem Bericht des Matthäus-Evangeliums vom Orient her dem Stern nach Bethlehem folgten, sind bei aller Prachtentfaltung Beiwerk. Die Anbetung der Könige, die festliche Szene vor einem goldenen Grund, zählt zu dem Schönsten der Miniaturen des Waldkircher Psalters.

#### *BYZANZ – Lebendige BRÜCKE von der ANTIKE zum ABENDLAND*

Die reiche Illustration des kurz nach 1200 geschriebenen Psalters von St. Martin bei Waldkirch steht in der byzantinischen Formtradition. In der Behandlung der Motive, der Gestalten, insbesondere des Gesichts, der Gebärden, der Gewandung, des Goldhintergrundes, aber auch in der Maltechnik, sind die Miniaturen von der byzantinischen Buchmalerei geprägt. Das ist keineswegs verwunderlich. Das junge christliche Abendland übernimmt in der Kunst, und nicht nur hier, über Ostrom antike Formen in



*Flucht nach Ägypten*

großer Unbefangenheit. In den Klöstern zuerst und später an den Fürstenhöfen treffen Ost und West, Byzanz und Rom aufeinander.

Das Erbe der Antike hat sich in vielerlei Gestalt bis in unsere Zeit erhalten und lebt mit uns fort, ohne daß wir uns dessen immer bewußt werden. Kunst, Geisteswissenschaften, kirchliche Liturgie, Sitten und Gebräuche sind in besonderem Maße von der Antike geprägt. Am Anfang aber stand die Auseinandersetzung zwischen Christentum und Antike. Der Genius der Hellenen wird von der Kirche, namentlich von der Ostkirche, aufgenommen und verarbeitet. Die griechische Sprache hat als internationale Verkehrssprache zwischen Orient und Okzident zwei großartige Funktionen erfüllt: Die Verbreitung der antiken Kultur und die Verbreitung des Christentums über alle Länder des altrömischen Weltreiches. Nachdem das weströmische Reich zertrümmert war, germanische Völker die Herrschaft des Abendlandes an sich gerissen hatten, war der Kirche die Aufgabe gestellt, den neuen Völkern die Schätze der grie-

chisch-lateinischen, christlichen Bildung zu übermitteln. Die Kirche hat aus den zerfallenen Trümmern der Tempel das Erbe der Hellenen angetreten.

„Es ist dieser weite Horizont der katholischen Kirche“, so Hugo von Hofmannsthal, „das einzige großartige Altertum, das uns im Abendland geblieben ist.“ Die Geisteserschätze der hellenischen Vorfahren wurden durch Ostrom der griechisch-christlichen Welt bewahrt, während die Kultur im Westen in den Stürmen der Völkerwanderung zusammenbrach. Man hat das byzantinische Reich nicht zu Unrecht als das christlich gewordene Römerreich griechischer Nation bezeichnet. Byzanz jedenfalls nannte sich stets „Reich der Römer“.

Das Medium Byzanz ist aus der abendländischen Kunst und Kultur nicht mehr wegzudenken. Ostrom wird zu einer lebendigen Brücke zu dem ersehnten antiken Vorbild. Dies vollzog sich in einer jahrhundertelangen Entwicklung. Karl der Große berief byzantinische Gelehrte und Künstler an seinen Hof. Sein Kulturprogramm galt der Wiederbelebung der Antike im christlichen Geist. Der nie abreißende diplomatische Verkehr beider Welten, die reichen Geschenke, insbesondere die begehrten Kunstwerke aus dem Osten, bildeten eine Schule des Geschmacks. Das Bildungsgut der Antike vereint sich mit der Kraft der Franken. Als Bewahrerin und Gestalterin des antiken Formgutes wurde Byzanz der regulierende Faktor der Bildkunst des Mittelalters. Bei aller Rivalität, Abneigung, ja Feindschaft zwischen Westen und Osten bringt doch das deutsche Mittelalter der altehrwürdigen, traditionsreichen byzantinischen Kaisermacht Respekt und Verehrung entgegen. Bei dem über Jahrhunderte hinweg reichenden Austausch zwischen Ost und West wird Byzanz vom abendländischen Kulturkreis als der höherstehende Teil angesehen. Die zivilisatorische, technische und künstlerische Überlegenheit Ostroms bleibt bei aller Rivalität nicht bestritten. Byzanz spielt die Rolle eines „Versailles des Mittelalters“. Das westliche Kaiserzeremoniell wird nach byzantinischem

Vorbild ausgestaltet. Konstantinopel ist „arbitrarium elegantiarum“. Die starke Abhängigkeit der deutschen Kunst des Mittelalters von Byzanz war nicht auf den deutschen Raum allein beschränkt. Sie erfaßte ganz Europa. In der Malerei, insbesondere in der Buchmalerei und in der Plastik setzte sich unter dem Einfluß von Byzanz ein neuer Stil durch, die Wendung von einer linearen, flächenhaften Vorstellung zu einer malerisch-räumlichen. Der menschliche Körper wird durchorganisiert.

Nicht nur bestimmte ikonographische und stilistische Motive werden aufgenommen, vielmehr werden, wie Hanns Swarzenski feststellt, die eigentümlichen Werte der byzantinischen Kunst im Westen schöpferisch begriffen. Das Genie des Nicolaus von Verdun hat hier entscheidend gewirkt. Hanns Swarzenski leihe uns das abschließende Wort zum Ausdruck dessen, was die These Byzanz als Brücke zwischen Antike und Abendland meint:

„Die großen inneren Werte der byzantinischen Kunst aber lagen da, wo sich das Erbe der Antike, und zwar das der griechischen, erhalten hatte und fortlebte: Also in dem für den Abendländer unbedingt als Norm wirkenden Schönheitsideal der menschlichen Gestalt und in dem Gefühl für eine kanonische Körperbildung.“ In jeder gotischen Skulptur, in den Miniaturen des Psalters, „schlummert das Phänomen des Phidias'chen Kernes.“

Indes: „das Abendland kopiert nicht Byzanz, es orientiert sich an Byzanz und setzt sich mit ihm in selbständiger Weise auseinander“, schrieb Werner Ohnsorge.

#### *Zauber byzantinischer Frauensitte*

Die Verwandtschaftsverbinding zwischen dem ottonischen und dem byzantinischen Kaiserhaus wirkte gewissermaßen als Katalysator. Brautwerbungen deutscher Fürsten am byzantinischen Kaiserhof waren damals häufig. Nicht nur den Ottonen schien es begehrenswert, eine „porphyrogenita“, eine im porphyrfarbenen Kreißgemach des oströmischen Kaiserpalastes geborene Prinzessin zu gewinnen. Während der

Entstehungszeit des Psalters von St. Martin waren der staufische König Philipp von Schwaben und Leopold VI. von Österreich mit byzantinischen Prinzessinnen verheiratet. Nicht selten reisten deutsche Bischöfe im Auftrag ihres Kaisers als Brautwerber nach Konstantinopel. Bischof Liutprand von Cremona, der für Kaiser Otto II. warb, hatte Pech. Er erlebte nicht nur Demütigungen am oströmischen Kaiserhof, sondern erhielt obendrein einen Korb. Bischof Bernward von Würzburg war für Otto III., Bischof Werner von Straßburg für den Sohn Kaiser Konrads II. in Konstantinopel. Die Ottonen, denen die Abtei Waldkirch besonders verbunden war, hatten schließlich doch Erfolg. Die Heirat Otto II. mit der byzantinischen Prinzessin Theophanu wurde 972 in Deutschland begeistert gefeiert. Wenn auch die Bedeutung des Einflusses von Byzanz auf die Entwicklung der abendländischen Kunst unterschiedlich eingeschätzt wird, die verwandtschaftlichen Beziehungen beider Kaiserhäuser hatten außerordentliche Strahlkraft. Auch wenn Theophanu keine Purpurgeborene war, sondern eine enge Verwandte des byzantinischen Kaisers, muß sie doch Mode, Geschmack, Kunst und das höfische Zeremoniell am sächsischen Kaiserhof beeinflußt und verwandelt haben. Die Quellen schweigen zwar darüber, welches Gefolge die Prinzessin aus ihrer Heimat an den deutschen Kaiserhof brachte. Aber wer läßt schon eine 17jährige Prinzessin alleine zu den „barbarischen“ Verwandten in den Westen ziehen. Sicher hatte sie der damaligen Sitte entsprechend zu ihrem Schutz und zu ihrer Repräsentation ein Gefolge von Gelehrten und Künstlern und außerdem einen Brautschatz mit kostbaren Kunstwerken bei sich. Theophanu hat die deutsche Kaiserkrone getragen. Sie zog ihren Sohn, den späteren Kaiser Otto III. auf und hat für ihn nach dem frühen Tod Otto II. mit geschickter und starker Hand als Kaiserin die Schicksale des deutschen Reiches geleitet. Gewiß hat Theophanu, die ihre jungen Mädchenjahre am byzantinischen Kaiserhof verbracht hatte, Künstler und Gelehrte aus ih-



*Bethlehemitischer Kindermord*

rer Heimat kommen lassen. Wir wissen, daß reich illustrierte Handschriften, liturgische Bücher byzantinischer Provenienz in großer Zahl in den Gesichtskreis abendländischer Künstler gelangten. Der Westen übernimmt neben den östlichen Bildformulierungen zugleich auch die in der antiken Tradition stehende malerische Gestaltung. Heute nennen wir das Kulturaustausch, Völkerverständigung. Das Interesse der deutschen Kaiser und Fürsten an byzantinischen Prinzessinnen findet nicht nur Zustimmung. Im „Liber benedictionum“ des Klosters St. Gallen wird scharf getadelt, daß die vornehme Männerwelt die deutschen Töchter zugunsten der Damen aus Byzanz und Süditalien vernachlässige. Diese Vorliebe der deutschen Großen hat den späteren Papst Silvester zu einem Kompliment an die oströmischen Prinzessinnen veranlaßt. Der Zauber byzantinischer Frauensitte hatte es auch ihm angetan.

Unter den mit Byzanz verbundenen Ottonen erlebte die Abtei Waldkirch ihre Glanzzeit. Im

Zuge der ottonischen Machtpolitik am Oberrhein ist die Abtei Waldkirch unter Otto I. in den Besitz des Reiches überführt worden. „Als Reichsabtei des 10. Jahrhunderts verstärkt das reich begüterte Kloster die Stellung Otto I. im Breisgau noch weiter“, schreibt Heinrich Büttner. Bei der Umwandlung der Abtei in ein Reichskloster wurde die rechtliche Verfassung grundlegend geändert. Waldkirch erhielt die gleichen Rechte wie die vornehmsten Reichsklöster Korvey und Reichenau. Otto III. hat diese Rechte des Reichsklosters noch verstärkt. Er beschenkte das Margarethenstift, in dem auch des Kaisers Schwester Sofia versorgt worden sein soll, mit neuen Gütern.

#### *Eine Welle der Verfeinerung und des Luxus*

Mit dem Schlagwort „Byzantinismus“ verbindet sich heute oft eine falsche Vorstellung der byzantinischen Geschichte. Die neuere Forschung hat dieses Zerrbild bereits richtiggestellt. Die Begegnung des jugendlichen Kulturkreises des germanischen-romanischen Abendlandes mit dem Osten hat auf zahlreichen Gebieten Früchte getragen. Insbesondere ist aber die byzantinische Malerei für die allgemeine Entwicklung der europäischen Kunst von überragender Bedeutung. Wir pflegen es heute als selbstverständlich hinzunehmen, daß die europäische Kultur auf der Antike ruht. Darüber vergißt man aber, daß Byzanz es war, das diesen kostbaren Besitz durch die Jahrhunderte hinweg überhaupt erhalten und schließlich dem Westen zu treuen Händen übergeben hat.

Im Zeitalter der Hohenstaufen machte sich der byzantinische Einfluß verstärkt geltend. Die Epoche der Kreuzzüge, der großen Pilgerschaften und Reisen führt zu direkten Kontakten mit Byzanz und dem Orient. Vor allem zu Beginn des 13. Jahrhunderts gelangen nochmals eine Fülle östlicher Kunstwerke in den Westen, oft als Beutegut der Kreuzfahrer. Nach der Erstürmung Konstantinopels im Jahre 1204 durch die Kreuzfahrer und der Plünderung der kaiserlichen Schatzkammern flüchteten zahlreiche byzantinische Gelehrte, Mönche und Künstler

in den Westen. Schon aufgrund des Bilderstreits in Ostrom hatten sich byzantinische Künstler in die kunstliebenden Städte des Westens abgesetzt. Neben Gold- und Emaillearbeiten, Elfenbeinschnitzereien und Werken aus Halbedelsteinen und Bergkristall waren es vor allem gewebte Stoffe und kostbare Miniaturen und Illustrationen, die ihren Siegeszug im Westen angetreten hatten. Eine Welle der Verfeinerung und des Luxus traf das Abendland. Noch das sterbende Byzanz erweist der erwachenden Kunst des Abendlandes einen weltgeschichtlichen Dienst.

Dazu kommen wirtschaftliche Beziehungen zwischen Ost und West. Der Export byzantinischer Kunstwerke ging über Venedig, Salzburg und Regensburg nach Deutschland. Angesichts dieser Verflechtung ist es wirklich nicht verwunderlich, daß zahlreiche stilistische und malerische Motive im Psalter von St. Martin auf byzantinische Tradition zurückzuführen sind. Die Kunstübung der Ostkirche bestimmt die malerische und räumliche Bildauffassung des unbekanntenen Künstlers unserer Miniaturen und Initialen. Die griechisch-byzantinische Bildtradition zeigt sich insbesondere in dem sparsamen, auf das Wesenhafte beschränkten Aufbau der Miniaturen. Im Psalter von St. Martin haben wir zweifellos ein großartiges Denkmal byzantinierenden Stils. Die Kunst Byzanz' stand im Dienst der Kirche und des Kaiserreichs. Sie blieb aber den Ideen und Motiven der klassischen Welt stets verpflichtet. Der Waldkircher Psalter ist ein treffliches Beispiel für diese These. Das zeigen uns die beiden folgenden Miniaturen von der Taufe und der Kreuzigung besonders anschaulich.

### *Die Taufe Christi*

Nach der Tradition der Ostkirche wird auf der Miniatur Johannes der Täufer auf der linken Bildseite dargestellt, wie er den für Byzanz typischen Wasserberg des Jordans besteigt. Er vollzieht die Taufe, indem er die rechte Hand auf Christi Haupt legt und mit der linken auf ihn weist. Christus steht in einem Wasserberg



*Taufe*

voller Fische, der ihm über die Hüften reicht. Er hat die rechte Hand zum Segen erhoben, rechts schwebt ein Engel vom Himmel hernieder. Seine beiden Hände sind von einem Tuche bedeckt, zum Zeichen der Verehrung, wie dies nach byzantinischer Tradition vorgeschrieben war.

Die Ostkirche verstand die Taufe Christi als Anbruch der neuen Weltzeit und dies in einer heilsgeschichtlichen und kosmischen Schau. Die Taufe leitete das öffentliche Wirken des Gottessohnes ein. Die „Theophanie“, das Fest der Erscheinung der Gottesherrlichkeit fällt in der östlichen Kirche mit der „Großen Wasserweihe“ zusammen, die am 6. Januar zur Erinnerung an die Taufe Christi gefeiert wird. Der Täufer, dessen prophetische Würde der Zeit entsprechend durch einen faltenreichen antiken Philosophenmantel gekennzeichnet ist, nimmt den Taufakt mit tiefer Ergriffenheit vor. Die Taube des Heiligen Geistes, die zum Bildbestand gehört, ist ausgespart. Wie bei den älte-

sten Miniaturen aus dem Osten des römischen Reiches zeigt unser Bild den unbekleideten Gottessohn als idealisierten schöngestalteten Jüngling mit edel geformtem Gesicht und wallenden Locken. Die königliche Hoheit Christi wird ebenso deutlich wie das griechische Schönheitsideal.

Der jugendliche Idealtypus trägt antiken Schnitt. Die nie alternde Jugend ist künstlerischer Ausdruck für die Gottheit und die ewig dauernde Herrschaft. Das Phänomen des „Phidias'chen Kernes“ ist auch in dieser Miniatur zu finden. Das griechisch-byzantinische Schönheitsideal der menschlichen Gestalt bricht sich hier Bahn und das ist für die deutsche Kunst des 13. Jahrhunderts wie H. Swarzenski schreibt neu und revolutionär.

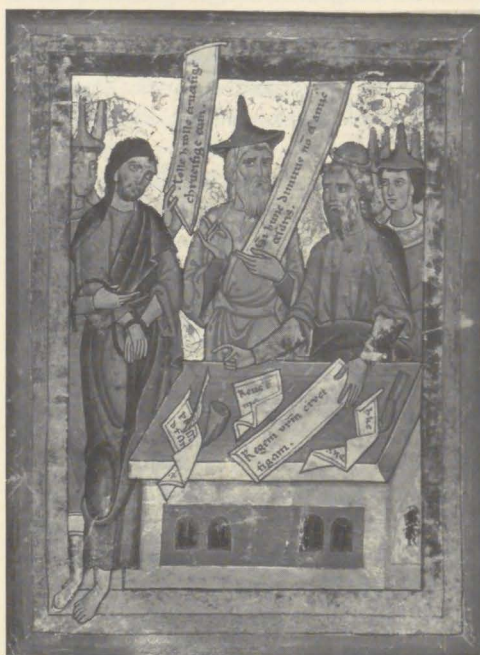
In den frühesten östlichen Darstellungen der Taufe Christi assistiert ein Engel, der im antiken-höfischen Verehrungsgestus über beide Hände ein Trockentuch reicht. Der Gedanke des dienenden und verehrenden Engels ist in der

ostkirchlichen Liturgie besonders häufig. Das Engelsmotiv kehrt in den Miniaturen des Waldkircher Psalters immer wieder, im Geburtsgeschehen, bei der Hirtenverkündigung, bei der Verkündigung an Maria, bei der Flucht nach Ägypten und bei der Taufe Christi. Der christliche Engel wäre ohne die geflügelten Götter und Botenwesen, ohne die halbgöttlichen Mittler zwischen oben und unten, wie sie die Griechen als wirkende Gestalten schon in der Antike kannten, gar nicht denkbar. Nach dem Glauben der Griechen entstammen die Engel, die Götter und die Dämonen der gleichen Substanz. Es ist Aufgabe der Dämonen zwischen den olympischen Göttern, den Göttern der Unterwelt und den Menschen zu vermitteln und als Boten zu wirken. Wegen dieser Verwandtschaft der Götter und der Dämonen wurden Poseidon, Dionisos, Athena, ebenso als Dämonen verstanden und angerufen wie die halbgöttlichen Dämonen Nike, Eros, Nemesis oder die Sirenen. Die Nymphe im Strudel der Quelle, die Dryade im

*Gefangennahme – Verrat des Judas*



*Christus vor Pilatus*



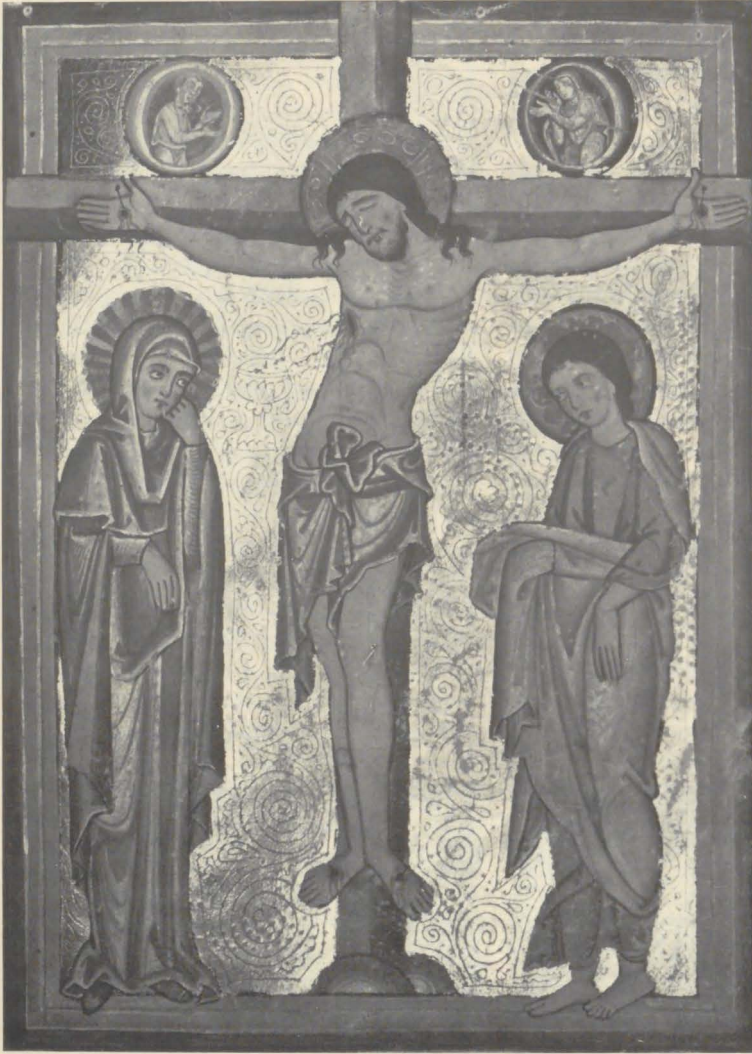
Stamm und im Blattwerk des Baumes und andere Dämonen, insbesondere aber Hermes als Götterbote, sind die Vorläufer des christlichen Engels.

In der Miniatur fehlt die sonst übliche Personifikation des Flußgottes Jordan. In den Kuppelmosaiken in Ravenna, im Baptisterium der Orthodoxen und der Arianer aus dem fünften Jahrhundert taucht der Flußgott bei der Taufe aus den Fluten auf. Das in den Psalmen berichtete Erschrecken und die Umkehr des Jordans wird in der Miniatur des Waldkircher Psalters durch den Wasserberg bildlich dargestellt. Die Erregung und das Brausen des aufgeschäumten Wassers symbolisieren den Sieg des Christentums über die Antike. Die Taufe als Tauchbad finden wir, wie die vergleichende Religionsgeschichte zeigt, in der Antike häufig: Der Kult von Eleusis und von Attis, das Isis-Mysterium, wie das Mysterium des Dyonisos und des Mithras haben das Tauchbad gekannt. Einer der größten Redner des Altertums, Demosthenes, preist die reinigende Waschung in der Kranzrede. Dieser Reinigungsritus der hellenischen Taufgebräuche wird von den Christen übernommen. „Felix sacramentum aquae nostrae“ glückbringendes Mysterium unseres Wassers beginnt Tertulian seine Schrift über die Taufe. Auf ägyptischen und syrischen Denkmälern findet man zu Füßen des göttlichen Täuflings weitere Personifikationen, Fische in der Gestalt von Tritonen und Nereiden, das ganze Gefolge des Poseidon. In unserer Miniatur sind 9 Fische zu erkennen. Diese Meerestiere stellen nach der byzantinischen Tradition die Meeressäugin Thetis oder Amphitrite dar. Die Fische wenden sich keineswegs erschreckt ab, sondern schwimmen zu dem Gottessohn hin. Damit wird die Entmachtung der heidnischen Götterwelt und ihrer Funktionen dargestellt. Wie Sonne und Mond in der heidnischen Mythologie und Kunst in das von Poseidon und Thetis bewohnte Meer eintauchen und ihren strahlenden Lauf erneut beginnen, so steigt Christus, der „wahre Helios“ und „Sol invictus“ aus dem

Wasser des Jordans, die Welt mit seinem Licht zu erleuchten.

### *Kreuzigung*

Das Kreuzigungsbild des Waldkircher Psalters ist auf drei Personen beschränkt: Christus, Maria und Johannes. Wir haben den byzantinischen Dreifigurentypus vor uns. Sonne und Mond über den Kreuzesarmen sind gewissermaßen die kosmologischen Zeugen des Opfertodes. Das Kreuzigungsbild des Waldkircher Psalters atmet vornehme, zurückhaltende Ruhe. Jeder laute Ausdruck des Schmerzes wird vermieden. Dem Kanonblatt liegt der Bericht des vierten Evangeliums zugrunde. Nur dort wird von Maria, Johannes und dem Lanzenstich berichtet. Der Gekreuzigte hängt in einer leichten Beugung am grünen Kreuzesbaum, gewissermaßen ein Lebensbaum, der den Bildrahmen sprengt. Das grünende Holz geht auf den paradiesischen Ursprung des Kreuzesholzes zurück. Der Lendenschurz ist vorne kunstvoll geknüpft, wie es einem Herrscher zusteht. Auch das Gewand der Muttergottes zeigt königlichen Charakter. Dies wird vom Strahlennimbus unterstrichen. Die Arme des Gekreuzigten sind weit ausgestreckt, mit flachen Händen, mit gespreizten Daumen und an den Händen und Füßen sieht man die Nägel. Brust- und Bauchmuskulatur sind stark angespannt. Aus römischen Berichten wissen wir, daß der Tod des Gekreuzigten nach vielen Stunden durch Ersticken ausgelöst wurde: Die weite seitliche Ausstreckung der Arme verhinderte die Brustatmung und hat ein Absinken des Zwerchfells zur Folge, so daß die Bauchatmung langsam nachließ und schließlich aufhörte. Cicero, der römische Anwalt, hat die Kreuzigung eine Schande für Rom genannt. Die römische Rechtspflege, die diese Art der Todesstrafe ursprünglich nicht kannte, hatte schon zur Zeit Konstantins des Großen die Kreuzigung endgültig abgeschafft. Die Augen des Gekreuzigten sind geschlossen, der physische Tod ist bereits eingetreten, denn aus der mit der Lanze geöffneten Seite fließt



Blut in einen in den Goldgrund geritzten Kelch. Hat die Sage vom heiligen Gral hier ihren Ursprung? Ihre mythologische Herkunft ist bis heute nicht vollständig geklärt. Das Haupt des Gekreuzigten ist auf die rechte Schulter gesunken. Er trägt keine Dornenkrone, sondern ist von einem rotgoldenen Kreuznimbus umgeben – einem Attribut antiker Herrscher. Der Gekreuzigte bleibt der über den Tod triumphierende Herr. Der knabenhaft junge Johannes,

die Rechte im Mantel verborgen, die Linke hilflos nach unten hängend, schaut trauernd vor sich hin. Auch Maria hebt das Antlitz nicht zum Kreuz empor. Ihre linke Hand greift zum Hals, wie um Halt zu finden, die rechte hängt hilf- und ratlos nach unten. Das ganze Kreuzigungsbild wirkt undramatisch. In der Dreiergruppe wird das Mutter-Sohn-Verhältnis zwischen Maria und dem Lieblingsjünger deutlich. Hanns Swarzenski hat das schöne Kanonbild



des Waldkircher Psalters mit einem der edelsten Schöpfungen der deutschen Malerei des 13. Jahrhunderts verglichen. Er meint damit das Kanonbild eines Missales in Karlsruhe aus der Landesbibliothek St. Peter im Schwarzwald. Er rühmt an beiden Blättern:

„Den still verhaltenen lyrischen Charakter, die unpathetische Würde der künstlerischen Haltung, die im starken Gegensatz stehen zu all den übrigen, gerade durch leidenschaftliche Erregung ausgezeichneten Kreuzigungsdarstellungen der Zeit.“ Nicht zuletzt ist es die „zarte, helle Farbigkeit“ der Miniatur von Waldkirch, die das Kanonblatt als „edelste Schöpfung der deutschen Malerei des 13. Jahrhunderts“ auszeichnet.

Sonne und Mond symbolisieren auf dem Waldkircher Kreuzigungsblatt die Anteilnahme der Natur an dem Ereignis. In den Rundschreiben sind mit deutlicher Verehrungsgeste der Hände antike Götter zu erkennen: Helios oder Sol, der Sonnengott und Selene oder Luna, die Mondgöttin. Das ist kein Zufall. Die Sonne könnte noch aus der von den Synoptikern aufgezeichneten Sonnenfinsternis vor Christi Tod erklärt werden, nicht aber der Mond. Die Erklärung gibt uns die imperiale Symbolik des spätrömischen Reiches. Sonne und Mond sind Zeichen des ewigen Reiches und Glückes. Auch sie weisen darauf hin, daß Christus sein ewiges Königtum am Kreuz angetreten hat. Aber das wußte schon der Psalmist:

„Sein Thron soll dauern, wie die Sonne vor mir, wie der Mond soll er ewig bestehen.“

In seinem Werk „Griechische Mythen in christlicher Deutung“ hat Hugo Rahner aufmerksam gemacht, in welchem Maße griechische Mythen das Christentum durchdrungen und bereichert haben. Die Großen der antiken Kirche haben, getragen von echt griechischer oder römischer Ehrfurcht vor dem gestirnten Kosmos immer wieder die Beziehung zwischen Sonne und Mond als bildlichen Ausdruck der Beziehung zwischen Christus und seiner Kirche betont. Helios oder Sol ist Christus, Selene oder Luna die Kirche. Hier zeigt sich die Auseinanderset-

zung zwischen Kirche und dem antiken Sonnenkult. Ägypter und Griechen lebten in der Vorstellung, daß die Sonne ihr glühendes Rad auf ihrem nächtlichen Weg in den Ozean eintaucht, auf unbekanntem Wege zu ihrem Ausgang zurückkehrt, und nach Vollendung ihres nächtlichen Laufs wieder eilends aus ihrem Gemach hervorbricht. Das nächtliche Dunkel, Symbol des Todes, ist die Nachtfahrt des Helios. Für die hellenistischen Christen wurde das antike Mysterium von Sonne und Mond mit den zentralen christlichen Festen von Weihnachten und Ostern in Verbindung gebracht. Wenn beim Tod Christi die Sonne sich verfinstert, wird das antike Denken vom Untergang des Helios auf das christliche Kreuzmysterium übertragen. Das Bild des Sonnengottes steht für Tod und Höllenfahrt – Hadesfahrt des Helios. Nach christlicher Exegese verhüllt auch der Mond beim Kreuzestod trauernd sein Haupt. „Der Mond wird erröten und die Sonne sich schämen“ heißt es bei Isaias. Auf einer Elfenbeintafel einer Münchner Handschrift des 12. Jahrhunderts findet sich die Aufschrift: „Verfinsternis erleidet hier Luna: Denn über Christi Tod trauert Ecclesia“.

In der Nationalbibliothek in Paris wird das Evangelium Franz II. aus dem 9. Jahrhundert aufbewahrt, dessen Kreuzigungsbild den Sonnengott mit Strahlen und die Mondgöttin mit der Mondsichel auf dem Haupte zeigt.

Die klassischen Lichtgötter Sol und Luna, bei den Griechen Helios und Selene, sind in der antiken Mythologie Geschwister. Sie werden später mit Apollo und Diana, den Kindern des Göttervaters Jupiter identifiziert. Apollo, der Sohn Jupiters, und seine Schwester Diana verehren auf dem Waldkircher Kanonbild den Sohn des Christengottes. Das also ist das Geheimnis der Gestirne über den Kreuzesarmen auf der Waldkircher Kanontafel: Apollo, der strahlende, ewig jugendliche Gott, der den Beinamen Phoebus pulcher formosus = schöngealteter Lichtgott trägt, die Tochter des Zeus, Göttin des Mondes, der Jagd und der nächtlichen Zaubereien, Diana, unterwerfen sich in

deutlicher Verehrungsgeste dem neuen Sonnengott. Die antiken Lichtgötter Apollo und Diana dienen dem Sol invictus, dem neuen unbesiegteten Sonnengott. Sonne und Mond weisen angesichts des herrschaftlichen Antritts Christi im Tode am Kreuze auf das ewige Glück seines Reiches hin. Die Kinder des Göttervaters der Antike sind Zeugen des Opfertodes und bekunden ihre Verehrung und ihren Schmerz am Tode des christlichen Gottessohnes. Großartiger kann man die antike Religiosität eigentlich nicht übernehmen.

Die Schönheit der antiken Liebe zu Sol und Luna, zum Kosmos der himmlischen Gestirne überhaupt, erfährt im Christentum eine besondere Weihe. Dante, der Dichter der *Divina Commedia*, dem antikes Denken vertraut war, schildert wie im *Paradiso* sein Blick hinaufgehend zur unsterblichen Sonne Christus, der alle Geistessterne erleuchtet, so wie in der irdischen Nacht Luna die zahllosen Sterne auffunkeln läßt.

#### *Maiestas Domini – Salvator mundi*

Das Christusbild des Waldkircher Psalters zeigt, daß Bilder Macht ausstrahlen können. Christus wird als thronender Herrscher dargestellt. Der repräsentative Charakter dieser Miniatur wird durch Attribute antiker Herrscher unterstrichen. Seit Constantin dem Großen trug der Kaiser eine fersenlange Tunika. Gold und Purpur sind ebenso wie der Kaiserthron Zeichen seiner Macht. Diese Herrschaftszeichen werden zum Teil auf den Christusbildern übernommen. Das Machtbild Christi erhält darüber hinaus neue symbolische Elemente: Das Haupt des Herrn ist mit dem Kreuznimbus umgeben. Dieses Zeichen – dem Sonnenrund ähnlich – kennen schon die Ägypter. Bei den Griechen und Römern gilt es als Attribut des Kaisers. Der Nimbus deutet auf eine Lichtgottheit, auf Heroen, die ins Lichtreich aufgenommen werden. Der Kreuznimbus bezeichnet nur Personen der Heiligen Dreieinigkeit aus. Ein anderes Attribut des antiken Herrschers ist das Buch, das Christus in der Linken

hält. Der Codex erinnert an die richterliche Vollmacht, Christus als Gesetzgeber und Richter. Es wird der jugendliche Christus dargestellt, der in der Hand das Weltenbuch mit sieben Siegeln hält. Die Farben sind weich und bunt, sie leuchten in einer Frische und in einem Glanz, den man einer 700jährigen Miniatur nicht zutrauen würde. „Was die Waldkircher Miniaturen aus der Produktion der übrigen gleichzeitigen Malerei heraushebt, ist ihre äußerst raffinierte und weiblich-zarte Farbgebung“, schreibt H. Swarzenski. Das Bild hat kosmische Züge. Die Strahlkraft der Augen nimmt einen gefangen. Die Angleichung Christi an das Kaiserbild ist ganz offenkundig. Der kaiserliche Thron, das kaiserliche Purpurgewand und die beiden anbetenden Engel unterstreichen die Macht des Bildes. Daß wir einen Imperator vor uns haben, zeigt aber auch das Antlitz. Die göttliche Majestät des Weltenherrschers erscheint eingehüllt in die roten und blauen Flammen der beiden Engel. Auch der Kreuznimbus in rot und blau ist das Zeichen der Fülle und der Machtausstrahlung der Gottheit. Aus zahllosen beschrifteten Darstellungen wissen wir, insbesondere auch in den spätantiken Kirchen Ravennas, daß es sich bei den beiden Assistenzengeln um Gabriel in roter Farbe und Michael in blauer Farbe handelt. Michael ist nach alter Überlieferung der Repräsentant des Gerichtes und des Totenreiches. Ihm ist die Farbe blau, der Herbst und der Winter, die Ernte, das Wasser und das Eis zugeordnet, Gabriel dagegen, dem Engel der Geburt, das Rot, das Feuer, der Frühling und der Sommer sowie die reifenden Früchte. Diese Farbsymbolik geht auf jüdische Tradition zurück. Das streng Frontale von Gestalt und Haupt Christi, die Linke mit dem Gesetzbuch, die *Etimasia* und der Schemel erinnern an den Hofdienst des Ostens. Der Segensgestus der rechten Hand macht die Gebärde des westlichen Pontifex beim Segnen. Das Bild besitzt eine ungewöhnliche Monumentalität. Der Bildmacht mit ihrer visionären Spannung kann sich der Betrachter kaum entziehen. In seiner Aussagekraft erinnert diese



Miniatur an die Christus-Scheibe aus der Benediktinerkirche von Weißenburg im Elsaß, die heute in Straßburg aufbewahrt wird, aber auch an den thronenden Christus aus dem Sechspfaß des romanischen Münsterchores, heute im Augustiner-Museum in Freiburg. Die Miniatur verrät jedoch auch eine Abwendung vom Schwersen und Harten und einen Hang zum Gefälligen. Meldet hier die Oberrheinische Landschaft ihre Eigenart an? Die Farbenzusammen-

stellung blau – rot mit wenig gold und weiß – schafft schon das gotische Licht, das den mittelalterlichen Domen ihren besonderen Zauber verleiht. Der Kopf des Allherrschers bannt den Betrachter, die Komposition hat eine faszinierende Wirkung.

#### *Spätantiker Kaiserkult*

Eine Erklärung aus biblischen Quellen reicht für das volle Verständnis der Miniatur nicht aus.

Vielmehr müssen wir in der Maiestas-Darstellung des Waldkircher Psalters den Ausdruck des spätantiken Kaiserkultes sehen. In der römischen Spätzeit hatte Kaiser Aurelian den Kult des „Sol invictus“, des unbesiegtten Sonnengottes eingeführt. Der Siegeszug dieses römischen Reichsgottes, dessen irdischer Stellvertreter der vergöttlichte Cäsar selbst ist, war ungeheuer. Vorläufer des römischen Sonnengottes war der Mithras-Glaube, der vor allem im römischen Heer bevorzugt wurde. Römische Legionäre haben am Kaiserstuhl bei Riegel einen Mithrasaltar errichtet, der heute im Naturkundemuseum in Freiburg zu sehen ist. Die Militärgrenzen des römischen Reiches sind geradezu durch Mithras-Heiligtümer gekennzeichnet. Nach dem Sieg des Christentums unter Kaiser Constantin dem Großen erschien in den Mosaiken der byzantinischen Kirche in West und Ost, die Gestalt des siegenden Gottes, des Imperators mit den Zügen des „Sol invictus“. Diesen „erhöhten Christus“ haben wir in der Miniatur vor uns. Noch heute singen die Benediktiner in den Hymnen der Laudes von Christus, der aufgehenden Sonne. Die Vergöttlichung des Kaisers in der Antike, die Verehrung des kaiserlichen Genius, verwandelte sich schon bei den Römern in die Hoffnung auf den Weltenkönig, auf den Retter der Welt. Diese Rettergestalt gab es schon ein Jahrtausend vor Christus. Damals hießen sie „Hermes, Orpheus, Herakles“ und die Lichtbringer „Helios und Heros“. Wenn die Urchristen in den Katakomben Christus in der Gestalt von Orpheus, Hermes oder Herakles darstellten, haben sie „Stellvertretungsporträts“ geschaffen.

Der griechisch fühlende Künstler des Waldkircher Psalters hat in dem Maiestas-Bild römische Cäsarenmacht, aber auch die antiken Götter Helios, Apoll und Orpheus vereinigt. Der „Beau Dieu“, der schöne Gott in der Kathedrale von Chartres, ist in diesem Bild ebenso zu finden, wie der Pantokrator, der Allherrscher. In diesem Strahlpunkt treffen sich und von hier aus gehen die geistigen Bewegungen um die Jahrtausendwende aus. Östliches und westli-

ches Christentum begegnen sich in den Christusbildern. Die Maiestas domini wird zum Kristallisationspunkt der Kaiser des deutschen Mittelalters, von den Karolingern bis zu den Stauffern.

*„Von hoher Originalität und eigenartiger Schönheit“*

Hervorzuheben sind beim Maiestas-Bild wie bei den meisten Waldkircher Miniaturen die Ornamente im Goldgrund, die an Niello-Arbeiten erinnern. Der meist hochpolierte Goldhintergrund ist mit mattgoldenen Ranken, aber auch mit Figuren verziert. Dadurch wird ähnlich wie in der Goldschmiedekunst um 1200 eine Brechung des fließend-schimmernden Goldglanzes und somit eine stärkere Körperlichkeit erzielt. Die in die Darstellung einbezogenen, fein in den Goldgrund eingeritzten figürlichen Ornamente gehen im Prinzip auf die byzantinische Buchmalerei zurück. In Deutschland treten sie – abgesehen von den Waldkircher Miniaturen – erst im frühen 15. Jahrhundert auf. Wie Hanns Swarzenski dem Verfasser mitteilt, sind diese Ornamente „ein seltener Fall der Aufnahme des Limoger Fond Vermicillé in deutschen Handschriften“. H. Swarzenski schreibt: „Vor 1400 habe ich immer noch nicht eine ähnliche Anwendung von figürlichem im ornamentalen Goldgrund gesehen. Auch dies spricht meiner Meinung nach für die hohe Originalität des Waldkircher Miniators. Der Psalter von St. Martin ist in seiner künstlerischen Verpflichtung zu Byzanz von eigenartiger Schönheit und Vornehmheit.“

---

#### *Ausgewähltes Schrifttum*

Peter Bloch, *T. Buddensieg* und andere „Intuition und Kunstwissenschaft“, Festschrift für Hanns Swarzenski zum 70. Geburtstag, Gebr. Mann-Verlag, Berlin 1973.

Heinrich Büttner „Schwaben und Schweiz im frühen und hohen Mittelalter“, insbesondere „Waldkirch und Glottertal“, herausgegeben von Hans Patze, Jahn-Thorbecke-Verlag, Sigmaringen 1972.

P. D'Ancona und E. Aeschlimann „Die Kunst der Buchmalerei“, Phaidon Press LTD, London 1969.  
Heinrich Detzel „Christliche Ikonographie“, Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung 1894.  
Franz Dölger „Paraspora“, 30 Aufsätze zur Geschichte, Kultur und Sprache des byzantinischen Reiches, Buch-Kunstverlag Ettal 1961.  
Artur Haseloff „Die mittelalterliche Kunst“ in: „Meisterwerke der Kunst aus Sachsen und Thüringen“, Magdeburg: Baensch 1906.  
H. Löffler „Die Handschriften des Klosters Zwiefalten“, Archiv für Bibliographie, Buch- und Bibliothekswesen, Beiheft VI, Linz 1931.  
W. Ohnsorge „Das Zweikaiserproblem im frühen Mittelalter. Die Bedeutung des byzantinischen Reiches für die Entwicklung der Staatsidee in Europa.“ Hildesheim 1947.  
Hugo Rahner „Griechische Mythen in Christliche Deutung“, Rhein-Verlag Zürich 1966.  
Heinrich Roth „St. Peter und St. Martin bei Waldkirch.“ Ein Beitrag zur Frühgeschichte des Elztales

unter Berücksichtigung der St. Peters- und St. Martins-Kirchen im Breisgau, Waldkircher Verlagsbuchhandlung 1953.  
Edith Rothe „Buchmalerei aus 12 Jahrhunderten“, Rembrandt-Verlag, Berlin 1965.  
Edith Rothe und Gerd Zimmermann „Der Bamberger Psalter“, Dr. Ludwig-Reichert-Verlag, Wiesbaden 1973.  
Hanns Swarzenski „Die lateinischen illuminierten Handschriften des XIII. Jahrhunderts in den Ländern an Rhein, Main und Donau“, Berlin 1936, Text- und Tafelband – (Denkmäler Deutscher Kunst – Die Deutsche Buchmalerei des XIII. Jahrhunderts).  
G. F. Waagen „Kunstwerke und Künstler in Deutschland“, II, Leipzig 1845.

Die Reproduktion der Bilder erfolgte mit freundlicher Genehmigung des Bildarchivs Foto Marburg im Forschungsinstitut für Kunstgeschichte der Universität 355 Marburg/Lahn

---

## Chindergeburtstag

*Ä Chrach im Huus – was d'Lüt wohl danke?  
S' sin numme fünf, was isch debii?  
Sie gröhle, lache und die hänke  
sich ganz brutal an d' Möbel hii;  
sie trinke Saft und esse Chueche,  
die wilde, chlaine, liebe Rueche.  
Jetzt sind sie furt und i sag gern dehinter:  
Dank liebe Gott, für soviel gsundi Chinder.*

Monika Schreiber-Loch

## *Mol e Bild*

*Fründ, mol e Bild, de Summer drin,  
E heiße Dunscht und gleißend Blau,  
Mol Madde, wo voll Wärmi sin,  
Un d'Landstrooß staubig schwiehl und rauh.*

*Mol, wien i amme wartet ha  
Im chiele Liecht vom hoche Gras.  
D'Sehnsucht het rueihgi Stimme gha  
Un dünni Farbe wie vo Glas.*

*Und wenn sie cho isch, groß und schön,  
Het alles gschwige um uns her,  
Und mir hän dräumt, wie Wulche göhn,  
Un 's Lebe gspürt as endlos Meer.*

*Mol ihri Auge und ihr Gesicht,  
Mol jedes Wort und jedi Stund,  
Mol alles Glück. Un 's Dunkel bricht  
In jedem Dag, wo nümme chunnt.  
Fründ, mol e Bild, de Summer drin.*

*Johannes Kaiser*

# Zur Geschichte und zum Aufbau des Schwarzwälder Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ in Gutach/Schwarzwald

*Hermann Schilli, Freiburg*

1960 sollte der prachtvolle „Vogtsbauernhof“ in Gutach im Schwarzwald abgebrochen werden (Abb. 1). Er gehörte einer Erbgemeinschaft, die aus drei Parteien bestand. Sie hatte an dem Besitz kein Interesse, zumal noch eine einzige der Parteien den Hof bewohnte und dies auch nur noch auf absehbare Zeit, da die Tochter inzwischen ein Haus erbaut hatte. Für die Unterhaltung des Gebäudes taten sie nichts mehr, und der aktivste Teilhaber betrieb den Abbruch des Hauses.

In dieser Situation machte ich über den Hauptkonservator des Denkmalamtes Freiburg, Herrn Hesselbacher, unter Beilegung einer Denkschrift, dem Kultusministerium den Vorschlag, den Hof zu erwerben und ihn als Denkmalhof auszugestalten. Der zuständige Referent im Kultusministerium, Herr Dr. v. Alberti, gab hierzu am 1. 2. 1961 die Erlaubnis. Dabei sollte als Träger des Museums der damalige Landkreis Wolfach den Hof und die benötigten Grundstücke kaufen, und das Land hätte für die Mittel der baulichen Erneuerung und Ausgestaltung zu sorgen. Es mußten daher zunächst der Landrat, der Kreistag und der Kreisrat des Landkreises Wolfach gewonnen werden. Diese Gremien waren schwer für den Gedanken zu erwärmen. Doch wurde der Vorschlag nach langen Bemühungen mit einer Stimme Mehrheit im Kreistag angenommen. Nach diesen Schwierigkeiten kamen die harten und langwierigen Verhandlungen mit den Verkäufern. Aber auch diese wurden mit 25 Kaufverträgen glücklich beendet. Der Hof war in den Napoleonischen Wirren als geschlossenes Hofgut aufgegeben, das Grundstück zerteilt und seine Nebenbauten abgebrochen worden.

Als in Gutach der Aufbau beginnen konnte, setzten die Hemmnisse von Stuttgart ein. Herr Dr. v. Alberti war inzwischen in eine andere Abteilung versetzt worden, und der zuständige Ministerialdirigent war dem Gutacher Plan zunächst nicht hold und bremste das Vorhaben, denn er unterstützte die Bestrebungen des „Schwäbischen Heimatbundes“, der ein Landesfreilichtmuseum, das alle Haustypen unseres Landes aufnehmen sollte, errichten wollte. Hätte sich nicht Alt-Regierungspräsident Dichtel für den Gedanken des Museums erwärmt, es wäre wahrscheinlich nie verwirklicht worden. Von Anfang an stand auch der Leiter des Denkmalamtes Freiburg, Herr Hauptkonservator Martin Hesselbacher, hinter der Planung. Der weitere Aufbau wurde gefördert durch Regierungspräsident Dr. Person, die Oberregierungsdirektoren Walz und Dr. Hausmann, die Landräte Ackenheil, Wolfach, Dr. Gamber, Ortenaukreis, und deren Dienststellen unter den Herren Oberverwaltungsräten Moser und Loritz sowie durch das Kultusministerium in Stuttgart, weil die Pläne für das Landesfreilichtmuseum nicht erfüllt werden konnten. Hier soll auch den Zimmermeistern Schneider und Kaspar in Gutach gedankt werden, vor allem dem Ersteren, dessen Hilfe unentbehrlich war. Gedankt werden muß auch den Betreuern und der Kassiererinnen des Museums. Sie tragen ein gut Teil mit zum Gelingen des Unternehmens durch ihre Mithilfe bei der Ausstattung und der Beaufsichtigung des großen Besucherstromes. Zu den Freunden unseres Museums zählt auch das Augustinermuseum in Freiburg. Es hat uns durch seine Leihgaben geholfen, das Schwarzwälder Bauernleben zu veranschaulichen.



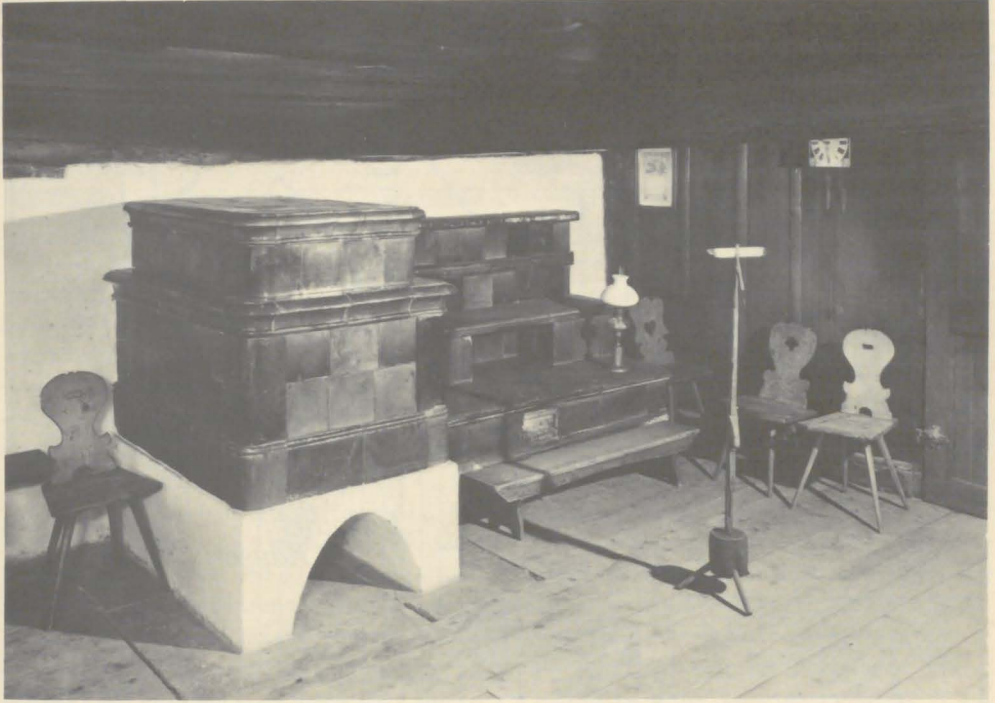
Vogtsbauernhof; erbaut 1570

1962 wurde mit der Instandsetzung des 1570 erbauten Vogtsbauernhofes begonnen, der sich in einem erbärmlichen Zustand befand. Er steht auf ehemals württembergischem und damit evangelischem Boden, was sich in der Ausgestaltung des Hauses auswirkt (Anm. 1). Die Herzöge dieses Gebietes schufen mit ihren Bauordnungen ab 1568 einen neuen Haustyp, das Gutacher Haus. Nach einer dieser Verordnungen mußte aus Gründen der Feuersicherheit die Küche in die Mitte des Wohnteils gelegt und ihre Wände mit Mauer- oder Fachwerk ausgeriegelt werden. Dabei entstand ein dreiraumbreiter Wohnteil mit einer vorderen und einer hinteren Stube und der Küche dazwischen. Ferner wurden ein „Schlot“, der Vorläufer der späteren Schornsteine, und Verzapfungen anstelle der bisher üblichen Überplattungen verlangt. Auf die Stuben folgt ein Gang, der von

der Eingangslangseite querfirstig zur andern Langseite führt. An den Gang lagern sich Kammern und an sie anschließend der Stall an. Im Obergeschoß wiederholt sich die Einteilung des Erdgeschosses. Nur tritt an die Stelle der Küche eine Rauchkammer, und über dem Stall breitet sich der Heuboden aus. Das Dachgeschoß ist mit liegenden Stühlen abgezimmert, so daß ein großer freier Wirtschaftsraum mit Dreschtenne entsteht. In diesen Raum führt am hinteren Ende des Hauses eine Erdrampe mit Brücke, die „Hocheinfahrt“. Das Dach ist mit Stroh gedeckt; vorn und hinten endet es in einem Halbwalme.

Die Form des Gebäudes wird umschrieben durch mächtige Säulen, deren Gefache im Wohnteil mit Bohlen, im Stall mit Vierkanthölzern und beim Heuboden mit Brettern ausgesetzt sind.





Vogtsbauernhof; Stubenecke mit Kachelofen und „Kunst“

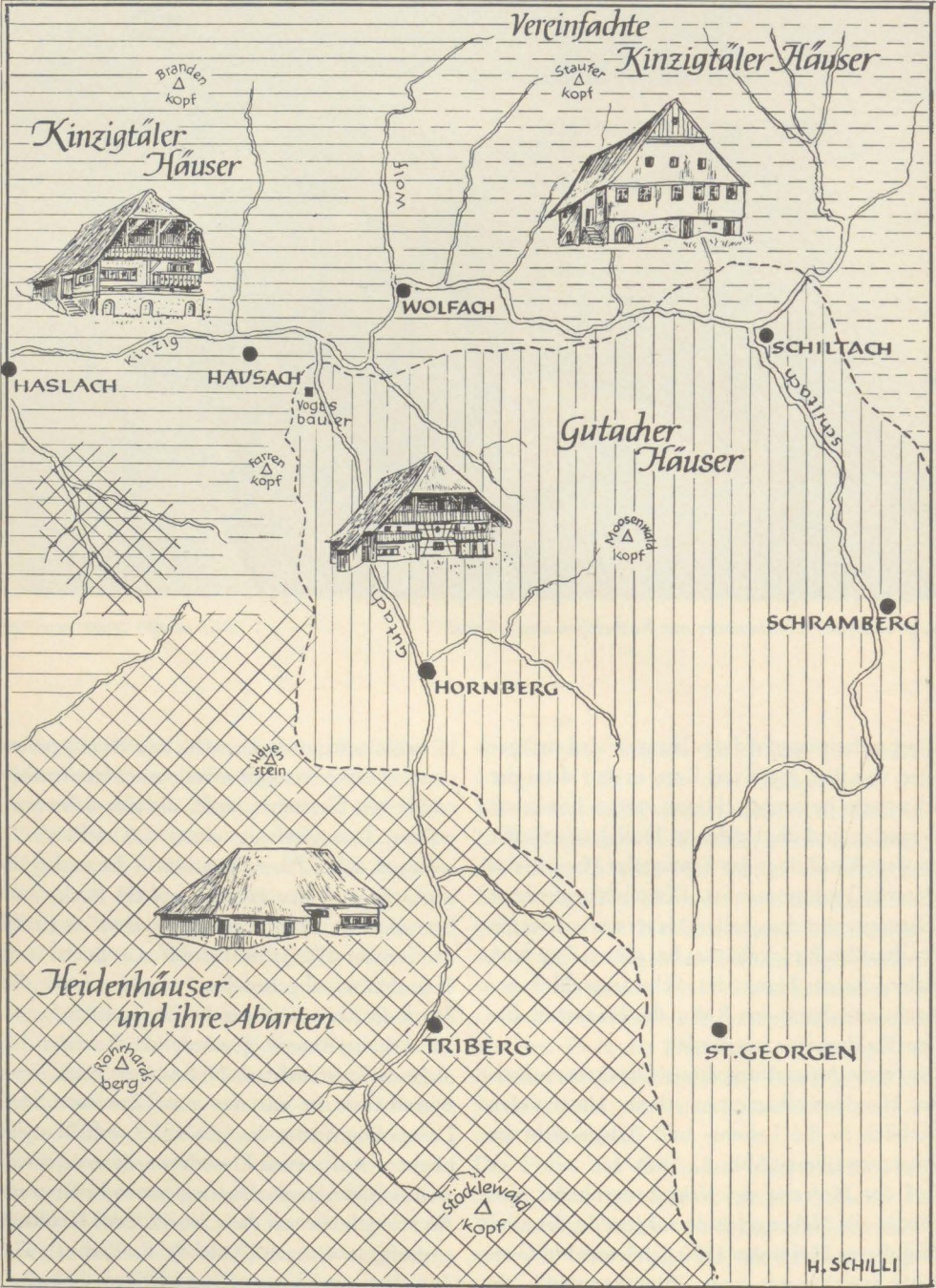
Das Erscheinungsbild des Hauses wird weitgehend von dem massiven Kern in der Mitte der Schauseite bestimmt. Hinzu treten hier zwei Veranden und die Laube im Dachgeschoß, die aus dem Elsaß über das Kinzigtäler Haus in das Gutachtal gekommen ist. Die reich gegliederte Schauseite mit dem hellen Mauerwerk inmitten des dunklen Holzgehäuses hat diesen Typ zum malerischsten Haus des Schwarzwaldes gemacht und damit den Ruhm der Häuser in diesem Waldgebirge begründet.

Die reiche Ausstattung dieses Objektes und seiner Handwerkskammern erlaubt einen tiefen Einblick in die Lebens- und Arbeitswelt des Schwarzwälders (Abb. 2, Anm. 1).

Auf der Hofreite des Vogtsbauernhofes sind wieder alle Nebengebäude aufgestellt, die zum Bild dieses Hofes um 1800 gehörten: ein Gutacher Speicher mit einer „Brautkammer“, ein

Hinweis auf die im Gutach- und Kinziggebiet einst übliche Nachtfreierei, eine Hausmahlmühle mit Gerstenstampfe, die eine Schwarzwälder Besonderheit, einen „Kleiekotzer“, aufweist, eine „Plotzsägemühle“, die zu den ältesten Sägemühlen gehört, und ein Back- und Brennhausle. Ihre Vorgänger waren im Laufe der letzten 150 Jahre bis auf das Back- und Brennhausle abgebrochen worden, weil die durch die Zerstückelung des einstigen Hofgutes zu Arbeiterbauern gewordenen Besitzer sie nicht mehr brauchten. Neben dem Back- und Brennhausle ist aus der alten Zeit noch das Leibgedinghausle, das „Stöckli“, erhalten geblieben. Auf seinen Erwerb wurde verzichtet, weil es inzwischen stark umgebaut worden war. An seiner Stelle trat das „Stöckli“ des Neubauernhofes in Gutach (Abb. 3). Es besitzt zwar den dreiraumbreiten Grundriß des Gutacher

# Die alten Hausformen im Kinzig- Gutach- u. Schiltachgebiet



Typs, ist jedoch eingeschossig und hat eine „Rauchbühni“ nach Kinzigtärer Art. Dies ist weiter nicht verwunderlich, denn wir stehen auf dem Boden des Vogtsbauernhofes bereits am nördlichen Ende des Verbreitungsgebietes des Gutacher Haustyps (Abb. 4).

Die Wiederherstellung dieses imposanten Hofes brachte jährlich steigende Besucherzahlen. Es konnte daher nun der längst gehegte Plan zur Errichtung eines Freilichtmuseums in Angriff genommen werden. Dazu bot sich die Lage des Vogtsbauernhofes im Gutachtal besonders an, denn hier begegnen sich in einmaliger Weise die drei aussagekräftigsten Schwarzwaldhäuser. Es sind dies: das Haus des Hochschwarzwaldes, das „Schwarzwälder Heidenhaus“, das Gutacher Haus und das Kinzigtärer Haus (Abb. 4). Durch Zuerwerb konnten die drei Hausformen nebeneinander gestellt und so ein bescheidenes Freilichtmuseum aufgebaut werden. Ein weiterer Gesichtspunkt bei diesem Museumsvorhaben ist die außerordentlich vorteilhafte geographische Lage gewesen. Der inzwischen aufgebaute Denkmalhof und das Freilichtmuseum liegen für die Besichtigung bemerkenswert günstig; der Platz ist sehr leicht zu erreichen. Er liegt etwa 2 km südlich der Kinzigbrücke zwischen Hausach und Wolfach und wenige hundert Meter von der Bundesstraße 33 Hausach-Triberg entfernt (Abb. 4). Von dieser Straße ist das Museum zu sehen, so daß es jedem Schwarzwaldreisenden sofort auffällt.

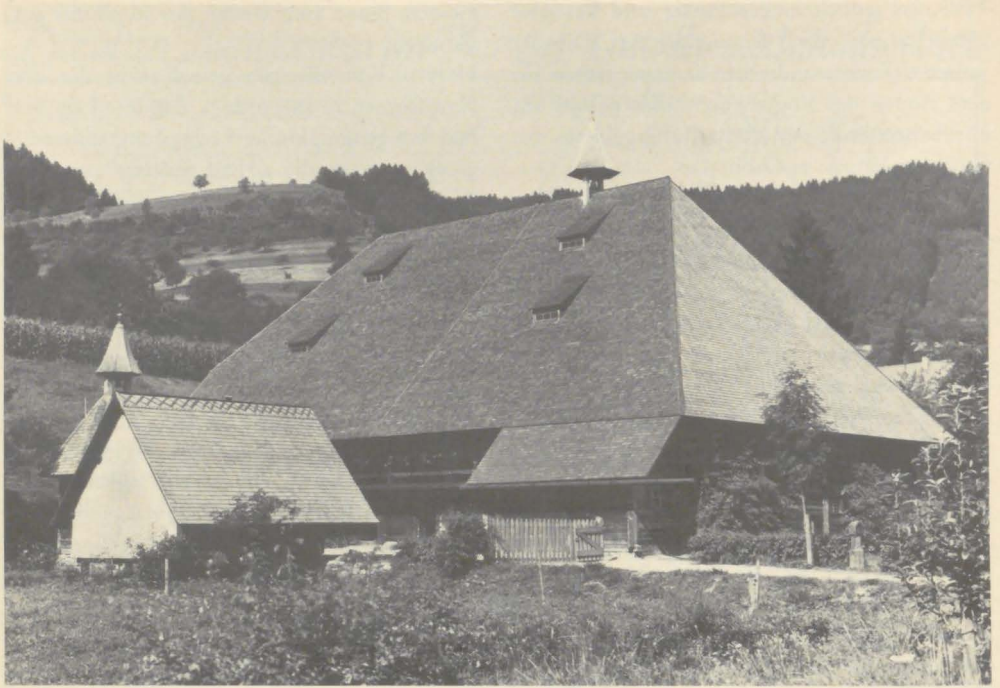
Der bisher dem Gutacher Museum ablehnend gegenüberstehende Ministerialdirigent im Kultusministerium stimmte nunmehr zu, und so konnte mit großzügiger Hilfe des Landes Baden-Württemberg, des Landkreises Wolfach und des Ortenaukreises das Vorhaben verwirklicht werden. Auch die Präsidenten des Regierungsbezirks haben es sehr gefördert. Großen Ärger gab es nur noch mit der Außenstelle Freiburg des Landesdenkmalamtes in Standortfragen. Diese Stelle verhängte sogar ein Bauverbot. Aber auch diese Streitpunkte wurden mit Hilfe des Präsidenten des Landesdenkmalamtes und der Landräte von Offenburg und Wolfach in

meinem Sinne zum Besten des Museums entschieden.

Meinen Vorstellungen gemäß sind die drei Hausformen so angeordnet, daß ihre Lage einmal ihre geographische Verbreitung andeutet – gutachaufwärts die „Heidenhäuser“, im Mittelpunkt die „Gutacher Häuser“ und gutachabwärts die Kinzigtärer Formen – und daß zum andern der Besucher bei seiner Einkehr einen Gang durch die Geschichte der Schwarzwälder Haustypen macht, der vom „Heidenhaus“, der ältesten Hausform, zu den übrigen Häusern führt.

Aus diesen Gründen ist vor den „Vogtsbauernhof“ der „Hippenseppenhof“, ein 1598 erbautes Schwarzwälder „Heidenhaus“ gestellt. Dieser Typ mit seiner archaischen, eigenbrötlerischen Erscheinung hebt sich recht eindrucksvoll von den übrigen Museumsbauten ab (Abb. 5). Der Beschauer erblickt zunächst nur das gewaltige Dach mit dem ihm zugekehrten Vollwalm und einen schmalen Streifen der Hauswände. Erst beim Nähertreten vermag er auf der Südostseite, hinten am Hang, den wärmesuchenden Wohnteil mit dem „alemannischen Fensterband“ zu erkennen. Der Wirtschaftsteil, bestehend aus Stall und Heuboden, liegt stirnseitig unter dem Vollwalm. Das Haus erscheint herb, geduckt und schwer, aber auch warm und heimelig. Dieser Haustyp ist im Unterschied zu den übrigen Schwarzwaldhäusern über einem Schwellenkranz aufgerichtet. Aus den Schwellen wachsen bis unter das Dach mächtige Säulen, „Hochsäulen“ genannt, die Haus- und Dachgerüst zu einer konstruktiven Einheit verbinden. Diese Bauweise ist spätmittelalterlich. Die Schwarzwälder des 18. Jahrhunderts, die das hohe Alter und die Andersartigkeit dieses Typus wohl erkannten, verlegten daher den baugeschichtlichen Ursprung in die Zeit der „Heiden“ und nennen deshalb diese Bauten „Heidenhäuser“.

Die Hochsäulen bedingen den quer zum First aufgeteilten Grundriß. Er besteht aus dem zweiraumbreiten Wohnteil mit der der Sonne zugekehrten Stube, der daneben liegenden Kü-



„Schwarzwälder Heidenhaus“. Hippenseppenhof; erbaut 1598

che und dem anschließenden unteren Hausgang, der von der Eingangslängseite zur gegenüber sich erstreckenden Hauswand führt. Auf den Gang folgt der Stall mit dem Futtergang in der Mitte. Die Aussteifung der Hochsäulen unterteilt den Hauskörper in der Höhe. In den hierdurch geschaffenen Gefachen sind über der Stube die Schlafkammer der Bauersleute, über dem unteren Hausgang der obere Hausgang und über dem Stall der Heuboden untergebracht. In den Heuboden sind auf der Eingangslängseite Kammern für das Gesinde und die Kinder eingebaut. Diese Kammern sind über einen Gang an der Außenwand vom oberen Hausgang her zu betreten. Die Küche geht durch beide Geschosse hindurch. Über der Schlafkammer, der Küche und dem oberen Hausgang findet sich ein großer Wirtschaftsraum. Von diesem führt eine Brücke über den sich nach oben öffnenden Heuboden unter den

vorderen Walm. Von dieser Brücke werden die über die Hocheinfahrt und den Wirtschaftsboden einfahrenden Heuwagen mit dem geringsten Arbeitsaufwand in den tiefer gelegenen Heuboden entladen.

Das Dach ist in Hochschwarzwälder Art mit Schindeln gedeckt. Unter der Ausstattung dieses Hofes sind bemerkenswert der Herrgottswinkel der Stube mit seinen Hinterglasbildern, die geheimnisvollen Ritzzeichen auf den Tennwänden des Dachgeschosses, die Trachten, die zu den drei aufgestellten Hausformen gehören, das Totenbrett als Hinweis auf alte, im Bereich der „Heidenhäuser“ heute noch übliche Bestattungssitten und die Geräte zur Strohflechtereie und zur Herstellung der Kopfbedeckungen, Winterbeschäftigungen im Bereich der „Heidenhäuser“ (Abb. 6, 7).

Auf die Aufstellung von den zu diesem Hof gehörenden Nebenbauten, wie Leibgeding-



*Herrgottswinkel im Hippenseppenhof*

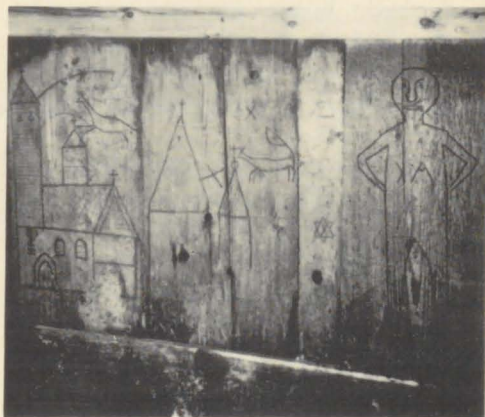
Foto: E. Baur, Wolfach

Backhäusle und Hausmahlmühle wurde verzichtet. Ihre Ausstattung hätte nur bereits beim Vogtsbauernhof Gezeigtes wiederholt und damit den Besucher ermüdet. Ein Hochschwarzwälder Speicher mit der Schwarzwälder Eigenart eines Geheimfaches, der sich in der Form stark von den Gutacher und Kinzigtäler Speichern abhebt, sowie eine Hofkapelle, die ebenfalls zur Ansicht eines Heidenhofes gehören, sind dagegen zu sehen.

Dem Hippenseppenhof und dem Vogtsbauernhof folgt als dritter Haustyp des Gutach-, Kinziggebietes der um 1502 erbaute Lorenzenhof, ein Kinzigtäler Haus (Abb. 8). Dieses Haus wetteifert an Schönheit mit dem Vogtsbauernhof. Das ist bedingt durch den farbigen Gegensatz des steinernen Unter- und des hölzernen Wohngeschosses. Im Untergeschoß sind die Ställe untergebracht, in denen die Tiere, abweichend von den übrigen Schwarzwaldhäusern,

parallel mit dem First aufgestellt sind. Der eingeschossige Wohnraum ist reich gegliedert durch eine asymmetrisch angebrachte Veranda,

*Hippenseppenhof; Ritzzeichen*





*Lorenzenhof; erbaut 1502*

das dunkle Band des Zwischengesosses, der „Rauch-, Nuß-“ oder „Schlupfbühni“, und das vorgezogene offene Dachgeschoß, das überdeckt wird durch einen Halbwaln. An den Wohnteil schiebt sich hinten die Scheuer an, deren Raum vom Erdboden bis unter das Dach hindurchgeht. Er wird durchschnitten von der Hocheinfahrt, von der aus das Heu vom Boden bis unter das Dach aufgeschüttet wird. Diese erdlastige Erntebergung ist ebenfalls einmalig im Schwarzwald.

Der sich bereits am Äußern abzeichnende neue Baugedanke zeitigte auch eine im Schwarzwald ungewöhnliche Raumeinteilung. Eine Treppe an der Außenwand führt zum Hausgang, der in der Mitte des Hauses in der Frisrichtung abknickt. In der Fortsetzung der ersten Richtung des Hausganges liegt die Küche. Ihm zur Seite gegen die Schauseite sind die Stube und daneben die Schlafkammer angeordnet. In der Firstrich-

tung des Ganges sind drei Kammern abgeteilt. Am Ende des Ganges führt eine Treppe ins Dachgeschoß.

Die Decke der Stube ist gewölbt (Abb. 9). In ihr steht ein eiserner Kastenofen, eine Besonderheit der Kinzigtäler Häuser oberhalb der Gutachmündung. Mit dem Kinzigtäler Haus sind wir im katholischen Kulturkreis. Wir beobachten daher bereits an der Stirnseite des Hauses eine Statue des hl. Wendelin, der in Mittelbaden besonders verehrt wird, und in der Stube wiederum einen reichgeschmückten Herrgottswinkel.

In den Kammern findet der Besucher zahlreiche Hinweise auf die Wirtschaftsgeschichte dieses Gebiets, so auf den Bergbau, die Harzerei, das Glasmachen und die Flößerei – ein Nordrachfloß in natürlicher Größe mit Leitgestör, dem „Vorplätz“, liegt unter der Hocheinfahrt dieses Hauses.



In der Küche steht ein eiserner Kastenherd mit umlaufender Stange. Er wird seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts üblich. Der Kastenherd ist das letzte Glied in der Entwicklung der Feuerstätten im Schwarzwald, die vom offenen Tischherd im Hippenseppenhof über den „Sparherd“ im Vogtsbauernhof zum eisernen Kastenherd im Lorenzenhof führt.

Zwischen den Decken der Stube, der Schlafkammer und des Dachgeschoßbodens ist ein Zwischenraum, der so niedrig ist, daß man nur hineinschlüpfen kann. Durch diesen Zwischenraum wird der Rauch der Feuerstätten in der Stube und in der Küche ins Freie geleitet. Auch wurden früher auf dieser Bühne die Nüsse getrocknet. Sie heißt daher „Schlupf-, Rauch-“ und „Nußbühni“. Sie verkörpert ein weiteres Merkmal des Kinzigtäler Hauses.

Das Dachgeschoß ist mit liegenden Stühlen zu einem eindrucksvollen Raum gestaltet. Hier

stehen Wagen und mancherlei Gerät, das die Wirtschaft des Hofes erfordert.

Neben der Viehzucht geht in diesem Gebiet eine vielseitige Acker- und Waldwirtschaft einher. Dem Feldbau verdanken diese Häuser ihre strohgedeckten Dächer und dem Waldbau und der mit ihm verbundenen Flößerei die Hauszeichen; sie sind ebenfalls eine Eigenart der Kinzigtäler Häuser. Das Hauszeichen des Lorenzenhofes ist im und am Hause mehrmals zu finden.

Von den Nebenbauten, die auch diese Hofgattung begleiten, sind nur die aufgestellt, die dem Besucher etwas Neues bieten. So steht auf der Hofreite ein prachtvoller Kinzigtäler Speicher, eine Kleinausgabe des Kinzigtäler Typus. Er wird begleitet von einem Bildstöckle, das an einen Mord erinnert, der als Folge der Nachtfreierei vor diesem Speicher mit seiner „Brautkammer“ begangen wurde (Abb. 10). Neben



Lorenzenhof; Kinzigtäler Speicher;  
erbaut 1601/1746

dem Speicher ist ein Bähofen, auch Wiedküche genannt, zu sehen, in dem die „Floßwieden“ zum Zusammenbinden der Flöße hergestellt wurden. Des weiteren sind hier aufgestellt eine Backhütte, eine Hochgangsäge, die Nachfolgerin der „Plotzsägmühlinnen“, und eine Hanfreibe.

Der Rundgang endet bei einer Hammer-schmiede und einer Ölmühle, beide in einem Gehäuse in alemannischem Fachwerk des 16. Jahrhunderts, der Zeit also, in der die Museumsbauten ursprünglich errichtet worden waren. Sie gehörten nicht zum Bild eines Schwarzwälder Bauernhofes, sind aber mit dessen Wirtschaft eng verknüpft. Die Hammer-schmiede und Ölmühle stehen daher nicht auf einer der Hofreiten der aufgestellten Bauernhäuser.

Neben den aufgezählten Häusern wurden im Museumsbereich noch ein Pfortnerhäuschen im

Kinzigtäler Stil, ein Meiler und außerhalb ein Parkplatz mit Toilette aufgeführt. Das Museumsgelände, 3 ha, 85 qm, umfassend, wurde umzäunt und ein Umgehungsweg angelegt.

Für den Erwerb der Grundstücke, der Bauten und deren Aufrichtung und Unterhaltung, den Parkplatz mit Toilette, die Umzäunung, die Wege, den Personalaufwand, Druck des Museumsführers wurden durch das Land Baden-Württemberg 1 510 782.80 DM und von dem ehemaligen Kreis Wolfach und dem jetzigen Ortenaukreis in Offenburg 3 703 624.– DM, für die Ausgestaltung und den Kinzigtäler Speicher durch das Regierungspräsidium Freiburg 135 000.– DM aufgebracht. Diesen Ausgaben stehen die Einnahmen aus den Eintrittsgeldern, dem Verkauf von Museumsführern und Sonstigem in Höhe von 4 475 799.– DM gegenüber (Anm. 2).

Offen bleibt noch, was mit dem Zimmerbau-



ernhof, dem Fachwerkhaus, das hinter dem Museum steht, geschehen soll. Dieser Bau befindet sich in einem sehr schlechten Zustand. Er wurde daher von seinem Besitzer aufgegeben. Er zog es vor, einen Neubau zu erstellen, dessen Kosten nicht wesentlich die Instandsetzungskosten überstiegen. Der Denkmalswert ist fraglich. Das Fachwerk ist neuerer Herkunft. Ursprünglich war das Gebäude ein Ständer-Bohlenbau, wie die Reste der Überplattungen an den Eckständern beweisen. Das Holz ist teilweise morsch, die Dachhölzer in der Mehrzahl verfault. Die nachträglich errichteten Steinmauern des Stalles sind mit unschönem Zementmörtel verputzt, die Betontreppe, die in das Haus führt, ist häßlich, die Fenster nicht bodenständig und, was besonders schwer wiegt, die Geschoßhöhen der Stube, der Kammern und des Stalles liegen unter 2,0 m. Der Ortenaukreis hat dieses Haus 1973 gekauft. Es sollte abgerissen, und an seiner Stelle ein Schwarzwaldhaus mit einem Steinkern in der Mitte der Schauseite nach Gutacher Art errichtet werden. Das feuerfeste Gemach sollte als Archiv dienen. Es sollte meine umfangreiche Bücherei über die europäischen Hausformen, meine Bestände an Hunderten von Negativen und Dias europäischer Häuser und meine Bauaufnahmen und Aufsätze zum südwestdeutschen Hausbau sowie die einschlägigen Zeitschriften aufnehmen. Die vordere Stube war als Benutzerraum gedacht. In den übrigen Räumen sollten eine Wohnung für einen Museumsangestellten, eine dringend notwendige größere Werkstätte, eine Garage, ein Magazin für Doppelstücke und ein Lagerplatz für unsere Holzvorräte untergebracht werden. Mit der Wohnung für den Museumsangestellten hätten wir einen weiteren Sicherheitsfaktor gewonnen. Die eichenen Holzsäulen des Zimmerbauernhofes sollten beim Aufbau der Hammer Schmiede und der Ölmühle wieder verwendet werden.

Die Außenstelle Freiburg des Denkmalamtes hat den Abriß untersagt und damit meinen Plan vereitelt. Auf unser Drängen hat diese Stelle

dann einen Gegenvorschlag gemacht, nach dem das Haus saniert werden sollte. Ein Hauptübel wird jedoch dieser Vorschlag nicht beseitigen. Durch Absenken des Bodens im Erdgeschoß – ein kostspieliges und die Struktur des Hauses zerstörendes Unterfangen – würde die Stubendecke auf 2,40 m gehoben werden. Hierdurch würde der Keller wegfallen, die Fensterbrüstungen würden nach oben auf eine ungewohnte Höhe rücken und dadurch die Behaglichkeit der Stube empfindlich gemindert. Im Obergeschoß soll die Decke auf die Balkenlage aufgebracht werden, wodurch die Stubenhöhe zwischen den Balken auf 2,05 m und unter den Balken auf 1,78 m ansteige. Die Werkstätte mit ihren schweren, rüttelnden Holzbearbeitungsmaschinen sollten in dem nicht heizbaren Dachraum untergebracht werden – eine unmögliche Maßnahme. Ungelöst ist ferner nach diesem Plan das Heizungsproblem. Die Feuerstelle der Küche läge beispielsweise nach diesem Vorschlag 5,0 m vom Schornstein entfernt.

Und noch eine Unbegreiflichkeit in diesem Gegenvorschlag. Der Abriß wurde im Hinblick auf das Fachwerk untersagt. Nun sieht der Plan im Obergeschoß dieses Fachwerkhauses auf der einen Seite eine Loggia von 4,70 m Breite und 4,00 m Tiefe vor. Durch dieses Loch würde der geschlossene Baukörper aufgerissen, das Gefüge des Fachwerks zerstört und der Charakter des ehemaligen Bauernhauses verfälscht. Nie stand in der Schwarzwälder Kulturlandschaft ein Fachwerkhaus mit Loggia. Dieses fremde Bauelement wäre ein grober Verstoß gegen den Geist der Landschaft. Der Ortenaukreis hat daher diese Empfehlung abgelehnt, besonders da die dabei entstehenden Kosten denen eines Neubaus kaum nachstehen dürften.

1975 besuchten 416 000 Menschen unser Museum. Es ist damit zu einem Ort der Entspannung und Unterhaltung geworden, zumal zwei gut geführte Wirtschaften vor dem Museum auch für die leiblichen Bedürfnisse sorgen. Wichtiger ist jedoch die Hauptaufgabe dieses Museums: dem Menschen von heute, der dem Heimat- und Volkstum ablehnenden Zeitgeist

wehrlos ausgeliefert ist, ein Stück Schwarzwälder Kulturlandschaft mit ihrem Bauernleben voller Eigenart zu zeigen, so daß sie ihm zu einer Quelle der Besinnung werden können.

#### *Anmerkungen*

<sup>1)</sup> Weitere Einzelheiten hierzu und zu den Museumsbauten möge man den Schriften 3 und 4 des Schriftenverzeichnisses entnehmen.

<sup>2)</sup> Die Zahlen wurden vom Regierungspräsidium Freiburg und von dem Ortenaukreis in Offenburg zusammengestellt. Beiden Stellen sei hiermit gedankt.

#### *Schriftenverzeichnis*

<sup>1)</sup> Schilli, H., Das Schwarzwaldhaus. Kohlhammer Verlag, 2te Auflage Stuttgart 1963

<sup>2)</sup> Schilli, H., Schwarzwaldhäuser, Badenia Verlag, Karlsruhe 1971

<sup>3)</sup> Schilli, H., Der Vogtsbauernhof, Moritz Schauenburg Verlag, Lahr/Schwarzwald 1975

<sup>4)</sup> Schilli, H., Vogtsbauernhof in Gutach/Schwarzwald, Führer durch das Museum. 4te Auflage.

---

### *Hinweis:*

Wir machen alle Mitglieder und Freunde auf die neuesten Veröffentlichungen des baden-württembergischen Ministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Umwelt aufmerksam. Es sind dies eine ebenso attraktive wie informative „Uferkarte Bodensee“ (jedem Bodenseebesucher dringend zu empfehlen!), eine mit guten Farbfotos dokumentierte „Umweltbilanz“ und ein lustig gezeichnetes aber sehr ernst zu neh-

mendes „Faltblatt Betretungsrecht“, eine kleine Gebrauchsanweisung zur vernünftigen Benutzung der Natur. Alle drei Drucksachen können direkt beim Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Umwelt Baden-Württemberg in 7000 Stuttgart 1, Postfach, bezogen werden.

Wir empfehlen, von dem Angebot reichlichen Gebrauch zu machen.

# Schlußansprache des Hebelpreisträgers Gerhard Jung

bei der Preisverleihung des Wettbewerbs „Junge Mundart“

## Vorbemerkung:

In den Juni- und September-Heften 1975 der „Badischen Heimat“ wurde auf den Wettbewerb „Junge Mundart“, veranstaltet vom „Alemannischen Gesprächskreis“, hingewiesen. Am 15. Mai 1976 konnte in einer Feierstunde der Regierungspräsident Dr. Person die ausgesetzten Preise an folgende Preisträger verleihen;

## Poesie

Zwei Erste Preise an Johannes Kaiser, Steinen und Manfred Bosch, Grunertshofen.

2. Preis: Monika Schreiber-Loch, Lörrach-Tumringen

3. Preis: Alfred Eckerle, Wolfach

## Prosa

1. Preis: Manfred Markus Jung, Lörrach

2. Preis: Karlheinz Jung, Denzlingen

3. Preis: Bernd Obert, Steinach i. K.

4. Preis: Paul Münzer, Konstanz

## Allgemeines

2. Preis: Ulrich Führe, Burg

2. Preis: Rolf G. Klaiber, Villingen-Schwenningen

Bei dieser Feier hielt Gerhard Jung folgende Schlußansprache, die es verdient, festgehalten und einem größeren Hörerkreis zugänglich gemacht zu werden.

## Nonemol!

*Fang tapfer a un loß nit luck!*

*Denk nie: s hät doch kei Wert.*

*Mer baut si Lebe Stuck für Stuck,*

*un mänkmol würfts eim wider zruck,*

*viil witer, as mer gährt.*

*So mänks, wo gschunde häsch un gschafft  
mit Hirni, Herz un Hand  
un mit de volle Menschechraft,  
bricht marklos, wie de düre Schaft  
im Zitsturm ussenand.*

*Un nochher stohsch mit leere Händ  
un leerem Herze do,  
un spürsch un weisch: De bisch am End,  
dem Ziil, wo dir im Herze brennt,  
kei Schrittlü nöcher cho.*

*Fang nomol a! Gang nomol dra!  
Un würd nit chalt un müed.  
Es chunnt im Lebe nit druf a,  
aß ein si Ziil erreiche cha,  
bloß – aß er sich drum müeht!*

---

## Liebi jungi Dichter!

I ha de Uftrag kriegt, für die Stund Dankschön z sage.

I sag „Dankschön“.

Dank für alles, was Si uns hütemorge brocht hän.

S isch en guete A'fang gsi.

Nomoh Dank sag i für Ihre Muet. De Muet zue de Muetersproch.

Alemannisch schwätze isch für de Großteil vu unsere Gsellschaft – trotz allere Nostalgie – öbis, wo gli hinterem Gülleführe chunnt. Mer luegts als primitiv un gewöhnlich a. Fabrikler schwätze alemannisch un Buure.

Un selli Hampfle Dichter un Wissenschafter un Volks- oder Regierigsvertreter, wo alemannisch schwätze, selli gelte hintenume als Wichtigmacher oder Buurefänger; im beste Fall no als „Rand-Neurotiker“, wie n emol e Sproch-

professer uf e me Kongress gsait hät, z Wisbade.  
 Mer wön is nüt vormache, liebi jungi Dichter-  
 fründ – wenn i so sage darf – wer alemannisch  
 schwätzt un alemannisch schribt, de bruucht  
 Muet un Vertraue zue sich selber.  
 Un er bruucht Bscheideheit, wenn er sich siini  
 Ziil setzt. Er mueß dämit z'fride sii, aß er e  
 Hampfle Lüt a'ruehrt oder froh macht mit sim  
 Schriibe und Sage.  
 Si hän de Muet gha, en A'fang z mache.  
 Hän si jetz au de Muet zum däbübliibe.

*Mueß zmol erfahre hintrem Wandre;  
 Mer formt sii Zit für selli andre,  
 wo noch eim duregöhn.*

*Un selli müen mit unsre Erde  
 un unsrem Zitgeist fertig werde.  
 Au, wenn s en nit verstöhn.*

*Du chasch nit für di selber schaffe.  
 Für die, wo chömme, bruuchsch du d Waffe,  
 de Wille un de Muet.*

*Drum muesch bi allem Tue un Ränke  
 zerst all an die, wo chömme, denke.  
 No werde d Zitte guet.*

## *Mir Mensche*

*Mir Mensche sin an d Zit verlore,  
 sin hilflos in e Zit gebore,  
 wo mir nit gschaffe hän.*

*Zit isch – im Guete wie im Böse –  
 e zitlos dunkel Rätselwese.  
 Si frogt nie, was mir wön.*

*Zue allem, was dir nutzt un schadet,  
 bisch zitverdamm't un zitbegnadet,  
 bloß eifach, wil Du bisch.*

*De magsch es Gott, Gschick, Zuefall nenne  
 Du selber wirsch nüt mache chönne  
 als a'neh, so wie s isch,*

*un ohni froge un werweiße  
 de Zuefall Zit dii Lebe heiße,  
 wo wider witergisch.*

*Denn d Zit lauft doch zue allem ane  
 nit in vu usse gsetzte Bahne.  
 De Mensch isch s, wo si macht.*

*Er schafft sell Gsetz un selli Norme,  
 wo Guet un Bös inanderforme,  
 er schnüderet die Tracht,*

*wo d Zit vu andere Zite scheidet,  
 wo jedi eigständig chleidet  
 un s eige Wese git.*

*Doch hät de Mensch sii Zit begriffe  
 un ghaue, ghoblet, gfräßt un gschliffe,  
 no isch er – us de Zit.*

Liebi Freund vu de alemannische Muetter-  
 sprochen!

I ha de Uftrag kriegt, Dankschön z sage für all  
 die Arbet, wo s bruucht hät, bis mer eso wit gsi  
 sin. I sag Dankschön.

Dank dene Fraue un Männer wo die Idee vun  
 ere „aktion junge Mundart“ in den hütig Erfolg  
 umgesetzt hän.

Dank vor allem Ihne, Herr Regierigspräsident  
 Dr. Person.

I ha kei Uftrag, e Schmuus z mache. I mach kei  
 Schmuus. Aber i darf do klar un dütlich sage:  
 Ohni Ihre ehrlich Müehie – neualemannisch tät  
 mer Engagement sage – ohni Ihre ehrlich Müehi  
 um unseri Sproch, un ohni Ihri eifachi un gradi  
 Ehrlichkeit wäre mir Heimetpfleger amend hüt  
 nit do, wo mer sin, aß mer is wider hört un sogar  
 dört un do ernst nimmt.

Ehrlichkeit un Eifachheit sin jo sust leider Eige-  
 schafte, wo mer bi mänke Politiker mueß mit  
 em Oprigucker sueche.

Dank au Ihre Mitarbeiter, vorab im Herr Steu-  
 rer.

Dank im Südwestfunk für sii Mitmache in dere  
 Aktion. Lang gnueng hät mer in Bade-Bade di  
 amerikanische Kulturkonserve i me Stuck  
 währschaftem Schwarzwälder Roggenbrot un  
 Speck vorzoge. Aß es dütlich besseret, hä mer  
 im Studio Freiburg z verdanke un e paar Lüt,

wo zaih gnueg gsi sin, sich au im Massekitsch vu de frogwürdigste „Kulturwelle“ z behauptete. Un jetz: Liebe alemannische Gspröchskreis, Schwarzwaldverein, Muettersproch-Gsell-schaft, Heimet un Volkslebe, Badischi Heimet un Hebelbund un wien er alli heißet: Jetz erwartet au Ihr vu mir e Dankschön – mit Recht. Aber i sag s nit. Euch – uns – will i öbis anders sage: Kürzlich hät emol einer in ere Red gsait: „Wer die Jugend hat, der hat auch die Zukunft!“

s hät mer zerst imponiert. Aber i bi gege Sprüch im allgemeine e Bizzeli allergisch. Drum han i s nonemol überdenkt un deno isch mer s cho: De Spruch isch chrottefalsch – de müeßt grad umgchehrt heiße: Wer die Zukunft hat, der hat auch die Jugend!

Do dämit will i sage, aß es nit druf a'cho darf, jungi Lüt z gängele un z meine, si müeße uf dene Gleiser witerfahre, wo mir unseri Güeterzüg gern täte abkuppel.

Wichtig isch: Aß mir Zuekunft baue, aß mir selber uns a'strengue un mit dene junge Lüt zsämme überlege, wie mir ehrlichi Arbet für de Mensch vu Morn leiste chönne.

I sag des bewußt un dütlich für die, wo meine, Heimetpflegi heißet: alles, was do isch in de gliiche Form erhalte un jo nüt rüttle dra. An alli, wo meine, mer müeßti sich selber treu sii!

### *Sich selber treu*

*Sich selber treu sii? Cha mer des woge,  
we mer sich selber im Tiefste nit chennt?*

*Isch es nit besser, sich allewül z froge,  
ob sell nit falsch isch – falsch un verloge –,  
was in eim inne als Richtlampe brennt?*

*Isch sell: Sich-treu-sii nit eighuldig?  
Stellt mer sich selber bloß use dämit?  
Würd mer nit allbott an andere schuldig,  
we mer sich selber, treu un geduldig,  
nume tuet hätschle als Mäß vu de Zit?*

*Sott mer nit lehre, für anderi frei sii,  
anderi achte un gelte lo?*

*s Menschsii würd allweg un all nume neu sii,  
wo mer si Schaffe un wo mer sii Treu-sii  
i'setzt für andri – freiwillig – un froh!*

*Sich selber am treuste, so mein i, isch selle,  
wo um sii Wandlig – Vollendig – sich müeht,  
aß er au andri vum Dunkle zuem Helle  
im Strom vu de Zit über Schwellen un Schnelle  
an s besseri Ufer durezieht.*

Mer wön de hütig Tag nit als Erntedankfest a'luege, un au nit als Richtfest a me neue Alemannehuus. De hütig Tag soll für uns en eifache Arbetstag sii, wo mer mit unsere Arbet dürfe zfride sii, wo mer aber au wüsse, aß es no viil z schaffe git.

Un do wö mir Alte un mir Junge enander verspreche, aß mer unser Huus wön wohnlich mache, so guet mir s chönne – aß es au no e däheim sii cha für selli, wo no nit gebore sin.

Mer wön bi allem Tue un Ränke zerst all an die, wo chömmme, denke.

No werde d Zite guet!

---

### *Bi allem*

*Bi allem  
was an Freud un Leid  
an Sorg un Sege s Lebe trait,  
bi allem*

*was mer meiß un wott  
un allem  
was mer mache sott  
un allem  
was mer mache cha  
un was mer macht,  
chunnt s dodruf a:  
Aß ein zum andre goht  
un sait:  
I hilf der!  
Des isch Menschlichkeit.*

---

*de vatter  
isch  
recht gsi*

*d muetter  
isch recht gsi*

*d grosseltere  
sin  
recht gsi*

*un de jung  
haut eso  
nebeuse*

*des heersch  
aber oft*

*wa dees  
bloß isch*

*Manfred Bosch*

# Buchbesprechungen

**Badisches Wörterbuch.** Hrsg. mit Unterstützung des Kultusministeriums Baden-Württemberg. Bearbeitet von Ernst Ochs, fortgesetzt von Gerhard Wolfram Baur. Dritter Band (Lieferung 35 ff.). Lehr: Moritz Schauberg Verlag KG 1975 ff. Je Lieferung 30 DM.

Das „Badische Wörterbuch“, dessen Geschichte bis in die 1890er Jahre zurückzuverfolgen ist, hat sich – ohne daß dies vorgesehen war – zum Jahrhundertwerk ausgewachsen. Widrige Umstände (personelle Unterbesetzung der Freiburger Arbeitsstelle, Kriegsunterbrechungen) ließen Ernst Ochs, den ersten und jahrzehntelangen Bearbeiter des großen Werkes, nicht einmal mehr den Abschluß des zweiten Bandes (Buchstaben F bzw. V, G und H) erleben. Nachdem Ochs 1961 gestorben war, brachte Karl Friedrich Müller die Lieferungen 27 bis 32 heraus, und Gerhard Wolfram Baur schloß dann bis 1974 mit den Lieferungen 33 und 34 den zweiten Band ab. Inzwischen liegen nun auch schon vom dritten Band zwei Lieferungen vor, und dies berechtigt zu der Hoffnung, daß das Wörterbuch – zu kräftig-neuem Leben gekommen – auch in Zukunft zügig weitergeführt wird. So ist der Erscheinungsbeginn des neuen Bandes ein in jeder Hinsicht erfreuliches Ereignis und von der Sprach- und Literaturwissenschaft, von der Volkskunde, von der Landesgeschichte usw., aber auch von allen sonstigen Freunden einheimischer Sprache und Kultur lebhaft zu begrüßen.

Es ist keine Frage, daß dieser Fortschritt dem persönlichen Engagement und der Arbeitsleistung Gerhard Wolfram Baur zuzuschreiben ist, denn die personelle Ausstattung der Arbeitsstelle ist, abgesehen von der Integrierung des Leiters ins Deutsche Seminar der Universität und von der Zuteilung einer Bürokräft, noch die gleiche wie zu Zeiten von Ernst Ochs: ein einziger Wissenschaftler trägt das ganze Unternehmen. Da selbstverständlich auch dessen Arbeitskraft nicht unbegrenzt ist, sei aber zugleich auch die alte Forderung neu unterstrichen, dem Wörterbuch finanziell zu weiteren ständigen Mitarbeitern zu verhelfen. Nur so könnte gewährleistet werden, daß das Werk – ohnehin lange nach Erscheinen des Schwäbischen, des Bayerischen Wörterbuches usw. – in einem überschaubaren Zeitraum endlich zum Abschluß kommt. Und nachdem man selbst bei höchsten Regierungsstellen „alemannisch schwätze“ darf, böte sich hier eine Gelegenheit, förderndes Interesse an der Mundart über den Tag hinaus zu dokumentieren. Eine Gelegenheit, die nach Überwindung der gegen-

wärtigen Wirtschafts- und Finanzkrise als Notwendigkeit erkannt werden müßte.

Ob im Vertrauen auf bessere Zeiten oder allein aus wissenschaftlicher Einsicht: Gerhard Wolfram Baur hat darauf verzichtet, einen möglichst raschen Abschluß des Wörterbuches durch Vernachlässigung wissenschaftlicher Gesichtspunkte zu erkaufen, und da er dennoch, wie hervorgehoben, das Erscheinen der einzelnen Lieferungen zu beschleunigen vermochte, verdient die geleistete Arbeit doppelte Anerkennung. Der neue Band setzt mit dem Buchstaben I ein und ist bis zu dem Stichwort „Kanone“ gediehen, den entsprechenden Wortschatz der lebenden Mundarten Badens erfassend und erklärend. Was „Wortschatz“ dabei für den Fachmann bedeutet, das erschließt sich dem Leser bei der Lektüre von Einzelartikeln: ein Problem nämlich, das unter ganz verschiedenen Perspektiven bedacht und bewältigt sein will. Vorrang hat zwar (von der Zielsetzung her) die synchronische Darstellung, die Bestandsaufnahme gegenwärtigen Wortgutes und dessen kommunikativer Funktion. Doch schon dabei sind diachronische Gesichtspunkte, die Berücksichtigung der historischen Entwicklung, nicht zu vernachlässigen, weil sich der Wortsinn eben oft nur im geschichtlichen Zusammenhang erschließt. Dabei lassen sich auch abgestorbene Wortformen nicht von den noch lebendigen (und in sozialer Hinsicht nur gekannte nicht von auch gebrauchten) isolieren, sondern sind in eigenen Artikeln zu berücksichtigen, wie überhaupt der „gegenwärtige Wortschatz“ nur schwer als etwas fest Umrissenes zu fassen ist: lokale und soziale Mobilität der Einzelwörter erschwert dem Sprachgeschichtler ebenso den Zugriff wie jene Dynamik, die bei Zurückdrängung von altem Wortgut die lebende Sprache zu ständiger Umstrukturierung und Erneuerung bringt. Je perspektivenreicher aber dem Wortgut der Bezugsrahmen gesteckt wird, desto größer ist andererseits die Gefahr, über Einzelproblemen die Gesamtaufgabe aus den Augen zu verlieren. Bei Berücksichtigung dieser Sachlage muß dem „Badischen Wörterbuch“ bescheinigt werden, das Beste aus seinen Möglichkeiten gemacht und einen vernünftigen Mittelweg beschritten zu haben.

Mittel zum Zweck waren dabei vor allem die Vermehrung und die genauere Bestimmung der Wortbelege. Nach Möglichkeit sind letztere fast sämtlich genau lokalisiert (mit Ortsangabe) und oft auch datiert, wobei an Belegjahren wie 1973 usw. deutlich wird, wie beträchtlich das bereits von Ochs und seinen Helfern gesammelte Wortmaterial vervollständigt worden ist:

teils aufgrund neuer Publikationen bis hin zur Mundartliteratur (vgl. das umfassende Quellen- und Literaturverzeichnis am Schluß der 34. Lieferung), teils – neben privaten Einsendungen – aufgrund neuer, systematisch durchgeführter Erhebungen. Dabei wurden vor allem Lücken geschlossen, wo sie der Laie am wenigsten gesucht oder vermutet hätte: im Bereich der gängigen Alltagssprache, so daß sich auch Wörter gewissenhaft gebucht finden, die als Bestandteil der Mundart kaum bewußt sind. Wie wird in den verschiedenen Teilen Badens zu „Kaffee“ gesagt, wie das Wort „Käfig“, „Kalk“, „kalt“ oder „Kamin“ ausgesprochen? Das Wörterbuch gibt in exakter Lautschrift darüber Auskunft und offenbart mit der Vielzahl seiner Belege eine erstaunliche Vielfalt und Farbigkeit mundartlicher Redeweise zwischen Main und Bodensee. Bei solchen relativ konstanten und in ganz Baden verbreiteten Wörtern (der „Kamin“ allerdings beginnt erst neuerdings in Nordbaden den „Schlot“ zu verdrängen) sichert dann die Frage nach Lautgesetzen ein weitergehendes Interesse. An den Belegen lassen sich Gesetzmäßigkeiten und deren Geltungsbereich ablesen (woran dann auch andere Wissenschaften mit Folgerungen anknüpfen können), und da es Baden zu keinem Sprachatlas brachte, der dasselbe mit überschaubaren Kartenbildern leisten würde, ist es zu begrüßen, daß Artikel der genannten Art nicht zu selten und nicht zu knapp gehalten sind, vielmehr mit einem verdichteten Belegnetz arbeiten, das z. T. Baur's eigenen Erhebungen zu danken ist. So finden sich neuerdings auch badisches Frankenland, mittlerer und südlicher Schwarzwald, Klettgau und Baar stärker im Wörterbuch vertreten, als dies früher der Fall war.

Eine Vielzahl kleinerer Artikel registriert und erklärt daneben die landschaftlichen Besonderheiten des Wortbestandes, wobei deren Zahl u. a. auch deshalb besonders groß ist, weil Baden als politisches Gebilde aus ganz verschiedenen Sprachlandschaften zusammengesetzt ist und fränkische, alemannische und schwäbische Mundarten umschließt. Die Sprachforschung hat es dabei mit dem gleichen technischen Problem zu tun wie Geschichte, Kulturgeschichte, Volkskunde usw.: ein willkürlich ausgegrenztes Arbeitsfeld ist ihr vorgegeben, bringt einander Fremdes zusammen und schließt Verwandtes aus. Vor allem bei nordbadischen Belegen sind immer wieder – durch Querverweise auf das Südhessische und das Pfälzische Wörterbuch verdeutlicht – die Bezüge über die Landesgrenzen hinweg spürbar und lassen bedauern, daß nicht einerseits ein Alemannisches, andererseits ein gemeinsames Pfälzisch-Fränkisches Wörterbuch geschaffen wurden. Was heute das etatistische Denken der großherzoglichen Zeit verschmerzen läßt, sind indessen die sonst nicht in dieser Form gebotenen Vergleichsmöglichkeiten zwischen Nord- und Süd-

baden, die immer wieder auch überraschende Gemeinsamkeiten offenbaren, alte (wie wohl der auch für einige fränkische Orte belegte, ansonsten aber alemannische „Kaib“, der sich von einem alten Wort für „Aas“ herleitet) und neue (wie demnächst das als Austauschwort auch ins Fränkische gelangte „Känsterle“).

Wer die badischen Mundarten zwar für klangreich, aber wortarm halten würde, fiele einer Täuschung anheim: das beweisen die Belege, wenn man zur selben Sache die verschiedenen Bezeichnungen zusammensucht und dann auf ganz erstaunlich ausdifferenzierte Wortfelder stößt. Ein kleines Haus armer Bewohner ist im Fränkischen zum Beispiel ein „Kabuff“ oder ein „Kambäuzle“ (ferner eine „Knallhütte“ oder „Klitsche“), in der man nicht wohnt, sondern „kampiert“: eine Terminologie, von der die volkskundliche Hausforschung vermutlich keine Ahnung hat und die doch das Leben der davon Betroffenen ebenso geprägt hat wie die Sache als solche. Das Beispiel möge zugleich verdeutlichen, daß für das Wörterbuch in Schichten weit unterhalb der offiziellen Sprachnorm zu arbeiten ist, auch unterhalb der Normen, die heutige Mundartpflege und Mundartdichtung setzen. Starke jüdische, französische und italienische Einflüsse sind in diesen Schichten feststellbar und im Anschluß an Baur's Worterklärungen zeit- und sozialgeschichtlich zu deuten. Welche Fundgrube einzelne Artikel diesbezüglich darstellen, auch für die Volkskunde, läßt sich hier nur andeuten. Über das Zusammenleben zwischen Christen und Juden sagen die zahlreichen Entlehnungen hebräischer Wörter („Kaffer“, „Kafrose“, „Kaljes machen“ usw.) und andererseits die verächtlichen Bezeichnungen mit dem Kompositionsglied „Jud-“ („Judenroß“, „Juden-schule“ usw.) sicher mehr aus, als manche Archivalie. Die Sprachpflege aber, die das Deutsche liebt und das Fremdwort haßt, hätte hier zu lernen, daß das einfache „Volk“ noch nie Skrupel gegenüber fremdländischem Wortgut gekannt hat, sondern gebend und nehmend seinen Wortschatz bereicherte. Auf die volkstümliche Redeweise kann sich jedenfalls das Streben nach „Sprachreinheit“ kaum berufen. Erfreulich, daß die Bedeutung und sprachlich-soziale Funktion einzelner Wörter auch immer wieder durch Belege im freien oder festen Kontext (Redensarten, Sprichwörter, Kinderverse) herausgestellt wird. Ein weiteres Mal geht dadurch das Wörterbuch auch die Volkskunde an. Die Belege aus älteren schriftlichen Quellen sind ebenfalls vermehrt worden, wenn auch nicht in gleichem Maße. Ebenso finden sich Flur- und sonstige Namen stärker berücksichtigt. Zusätzlichen Beiträgen steht das Wörterbuch weiterhin offen. Auch an dieser Stelle sei daher die Bitte wiederholt, Wortlisten (mit Erklärungen und möglichst mit zugehörigen mundartlichen Beispielsätzen)



an die folgende Adresse zu schicken: Badisches Wörterbuch, 78 Freiburg i. Br., Deutsches Seminar, Werthmannplatz. Auch kleinere Beiträge sind willkommen. Andererseits sei auf die Möglichkeit aufmerksam gemacht, zu den laufenden Lieferungen auch noch die beiden ersten Bände beim Verlag nachkaufen zu können. 1020 DM sind dafür zwar ein stattlicher Preis, doch ist dieser nicht nur durch die satztechnischen Schwierigkeiten der Herstellung gerechtfertigt, sondern vor allem durch den reichen Inhalt dieses Werkes. Eigentlich sollte jeder ernstere Heimatforscher das „Badische Wörterbuch“ zur Hand haben, zumindest aber sollte es in Schul-, Kreis- und Museumsbüchereien allgemein zugänglich sein.

Peter Assion

„Der Klang im Stein“, Gedichte um das Freiburger Münster von Gertrud Albrecht.

Der Leser erfährt hier, daß die Gedanken und Empfindungen, ja das ureigene Wesen dieser Dichterin mit seinen Tiefen und seinem Reichtum von dem roten Sandsteinwunder aufgewirbelt und ins gültige Wort gefaßt wurde. Sie bedichtet das herrliche Gebäude und viele Details mit immer neuen Einsichten und anderen Perspektiven, findet und gestaltet immer neue Wörter und Wortformen. Sie wird unerschöpflich wie das Objekt selbst es ist.

„In der Lyrik ist die Form alles“, sagt eine alte Schulweisheit, und Gertrud Albrecht wird dieser Erkenntnis gerecht. Alle ihre Gedichtformen, von denen sie das klassische Sonett bevorzugt, sind formal rundum vollkommen und in sich ausgewogen. Kein Sandkorn, – lies: Füllsel, Leere, Holprigkeit; – stört das Getriebe, und das, ob sie konventionelle Formen oder moderne Lyrismen verwendet. Seigneural beherrscht sie die Wort- und Gedankenflut, die dieses Wundergebäude auslöst. Fest gefügt und überzeugend stehen diese Wortkunstwerke da; es ist eine Freude, mit ihnen so vieles neu und klarer zu erkennen. – Dank der Dichterin für dieses Buch, das unser Stadtsymbol auf seine Weise geistig „anstrahlt“ und uns in einem neuen Licht vorstellt. Neun Illustrationen des bekannten Zeichners Helmut Philipp schmücken das Bändchen. Erschienen im Moritz Schauenburg-Verlag, Lahr. Preis DM 11,80

Richard Gäng

**Ortssippenbuch Rheinhausen**, Krs. Emmendingen, Verlag Albert Köbele, Grafenhausen b. Lahr 1975, 800 S., erhältlich bei der Gemeindeverwaltung.

Die neugebildete Gemeinde Rheinhausen besteht aus den Dörfern Ober- und Niederhausen. Während sich die Ortsgeschichte der Gesamtgemeinde noch in Be-

arbeitung befindet, konnte das Ortssippenbuch bereits erscheinen. Es enthält von 1690 bis heute sämtliche Familien mit allen Datenangaben und ist mit der Darstellung von 7000 Kleinfamilien sehr umfangreich geworden. Die Bearbeitung anhand der Kirchenbücher der Pfarreien Ober- und Niederhausen erfolgte durch Margarethe Kirner, Konstanz, unter Mitarbeit des Verlegers Albert Köbele. Durch die alphabetische und chronologische Anordnung lassen sich die einzelnen Familien mit Hilfe von Verweisnummern spielend bis 1690 zurück verfolgen; ebenso ist der Nachweis von z. B. entfernten Verwandten möglich. Orts- und Namensregister – von Margarethe Herzer, Freiburg i. Br., erstellt – sind eine Selbstverständlichkeit. Der Familienteil wird durch präzise Zeichnungen mit historischen Darstellungen aus der Gemeinde wie Fachwerkhäuser, Hausinschriften, etc. von Karl Friedrich Kirner, Konstanz, aufgelockert. Ein kurzer Abriss der Ortsgeschichte und die Gefallenenverzeichnisse der beiden Weltkriege sind ihm vorangestellt.

Die größten Familien zählen auch gleichzeitig zu den ältesten Sippen, welche schon vor 1690 in den beiden Ortsteilen ansässig gewesen sind. Die Familie Maurer ist mit 411 Kleinfamilien am stärksten verbreitet; ihr folgt die Familie Metzger mit 285 Kleinfamilien. In der Reihenfolge erscheinen anschließend die Familien Stehlin, Schönstein, Franz, Zeiser, Kunzweiler, Meier, Merklin, Witt, Schwörer, Buselmeier – um nur die ersten zwölf Geschlechter zu nennen. Eine Statistik zeigt die Häufigkeit der Familienbeziehungen zu den Nachbarorten auf.

Für die vollständige Darstellung wurden außer den Kirchenbüchern auch die Standesamtsregister und die Einwohnermeldekartei herangezogen. Lediglich die Sammelaktenhefte zu den Eheschließungen und die seit 1958 geführten standesamtlichen Familienbücher sind leider für die beiden letzten Jahrzehnte nicht so gründlich ausgewertet und verarbeitet worden, wie es sich gehört, so daß die Eltern der ortsfremden Ehepartner, die am Ort geheiratet haben, verschiedentlich nicht genannt sind. Ab und zu fehlt auch hinter dem Heiratsdatum der Ort der Eheschließung.

Der vorliegende Band reiht sich blendend in die Reihe der vorhandenen Ortssippenbücher aus den Nachbargemeinden Rust, Kappel, Grafenhausen, Ringsheim, Herbolzheim, Münchweiler und Wyhl a. K. ein und schließt somit eine weitere Lücke in der Familienforschung.

Rolf Eilers

**Ortssippenbuch Sexau**. Als 32. Band der badischen Ortssippenbücher erschien das Familienbuch von Sexau im Kreis Emmendingen, herausgegeben vom Verlag Albert Köbele, Grafenhausen bei Lahr, bearbeitet von Oberamtmann i. R. Hans Scheer, Freiburg i. Br.,

500 S., 1974. Zu beziehen bei der Gemeindeverwaltung Sexau, Preis nur DM 35,—

Nachdem zur 1100-Jahrfeier der knapp 2300 Einwohner zählenden Gemeinde 1962 eine Ortschronik erschienen ist, konnte man sich im vorliegenden Werk auf einen kurzen historischen Abriss beschränken. Daran schließt sich ein Überblick über die Entwicklung der Gemeinde seit 1945 an, worin Bürgermeister Schöpflin sich besonders mit der Förderung von Gewerbeansiedlung, Land- und Forstwirtschaft, Weinbau, Fremdenverkehr, befaßt.

Im Hauptteil des Buches stellt Hans Scheer die Sexauer Familien vom Beginn der Kirchenbücher im Jahre 1709 unter Hinzuziehung der Standesamtsregister bis heute dar, die er unter Mitarbeit seiner Frau mit viel Mühe und großer Ausdauer erarbeitet hat. Aus den Kirchenbüchern von Keppenbach (Gde. Freiamt) erfaßte er zusätzlich ab 1640 die Familien von Obersexau, die nämlich in dem vor über 20 Jahren erschienenen Ortssippenbuch Freiamt nicht berücksichtigt worden waren. Insgesamt werden 3700 Kleinfamilien dargestellt, aufgeteilt nach den Familien des Ortes, der Pfarrer, der Ortsfremden bzw. Einzelfälle.

Dem umfangreichen Sippenteil stellte Hans Scheer Einwohnerlisten aus den Jahren 1566, 1682 und 1698 voran, woraus erkennbar ist, daß von den heutigen Ortsfamilien schon 7 Familien vor über 400 Jahren in Sexau ansässig waren. In einem Abschnitt über die Bevölkerungsbewegung wird die Zu- und Abwanderung aufgezeigt. Viele Geschlechter wanderten nach dem 30jährigen Krieg aus der Schweiz ein, kamen kurioserweise aber auch vor allem aus Schweningen. Sie brachten das Baarer Bauernhaus mit, wodurch die Gemeinde neben der alten fränkischen Hofform bis auf den heutigen Tag geprägt wurde. Die Tabelle, welche die Beziehungen von Sexau zu anderen Gemeinden und Städten aufzeigt, bedarf allerdings folgender Ergänzungen:

An 14. Stelle liegt Basel 41mal; 21. Berlin 32mal; 23. Amerika 25mal; 26. Eichstetten a. K. 24mal; 30. Stuttgart 15mal; gefolgt von Bahlingen a. K., Gutach Krs. Emmendingen, Nimburg a. K., Müllheim und Zürich.

Das Buch enthält ferner einen Überblick über die Geschichte der Vereine mit reicher Bebilderung, sowie über die 1846 gegründete Staatl. Landwirtschaftsschule Hochburg, deren Gemarkung politisch zu Sexau gehörte, bevor sie 1931 Emmendingen zugeordnet wurde. Da die Hochburg im 19. Jh. auch der Kirchengemeinde Sexau zugeteilt war, bringt der Familienteil u. a. auch die Mennoniten Müller und Zimmermann als Gutspächter, den Gründer und ersten Direktor der Ackerbauschule Gottlob Reinhardt, seinen Nachfolger Theodor Jäger, sowie Hermann

Burghard, der 1880 die Milchgenossenschaft in Freiburg i. Br. gründete. Nicht zu vergessen die Listen mit den Gefallenen der beiden Weltkriege, eine Gemarkungskarte, zahlreiche Fotos und Zeichnungen von E. Hambrecht der Ortsteile und Gehöfte, besonders aber die mehrfarbigen Reproduktionen von dem Gemeindegewappen und den Familienwappen Hambrecht, Sick, Wolfesperger.

Erfreulicherweise hat sich Hans Scheer diesen drei Geschlechtern auch außerhalb von Sexau gewidmet, weil sie durch ihre Betriebe in Emmendingen und Freiburg einen großen Ruf genießen: die Fabrik Otto Sick, die Wäscherei Wolfesperger, die Blumen- und Samenhandlung Hambrecht. Nur wäre es wünschenswert gewesen, die von auswärts stammenden Ehepartner innerhalb jeder Familiennummer nicht nur meistens, sondern konsequent mit allen Lebensdaten, Ortsangaben, Beruf und Eltern vollständig darzustellen – soweit sie leicht zugänglich sind. Darauf sollte in Zukunft vor allem bei der Konsultation der standesamtl. Heiratsaufgebote noch gründlicher als bisher geachtet werden, weil die regulären Heiratseinträge seit 1920 die Abstammung leider nicht mehr aufzeigen. Eine einheitliche Darstellung ist auch insofern erwünscht, indem uneheliche Kinder, welche den Familiennamen des Vaters erhalten, nicht in der Familie der Mutter, sondern des Vaters integriert werden (vgl. z. B. Nr. 2898). Die Stiefkinder sollten unter einer eigenen Familiennummer erscheinen.

Das gut gelungene Werk wird durch von Albert Köbele erstellte Orts- und Namensregister beschlossen, wodurch jede Familie rasch zu finden ist. R. Eilers

### Museen in Baden-Württemberg

Im Konrad-Theiss-Verlag Stuttgart und Aalen ist ein Führer durch die „Museen in Baden-Württemberg“ erschienen. Der immerhin 254 Seiten umfassende Führer ist in handlichem Taschenbuchformat mit weichem Deckel gehalten, mit zwei Übersichtskarten, welche die Nord- und die Südhälfte des Landes mit Einzeichnung der im Text besprochenen Museen wiedergeben und zahlreichen Photo-Illustrationen ausgestattet. Der Führer bespricht nicht weniger als 346 Museen (Gemäldegalerien, Heimatmuseen, Spezialmuseen und große Profanbauten, die aufgrund ihrer historischen Einrichtung ebenfalls als eine Art Museen anzusehen sind).

Zu jedem der besprochenen Museen ist nach dem gleichen Schema eine Folge von wesentlichen Informationen gegeben: Auf die Angabe von genauer Adresse und Telefonnummer folgen die Öffnungszeiten, der verlangte Eintrittspreis, Name, Adresse und Telefonnummer des Museumsleiters sowie der Träger des Museums. In einem zweiten Abschnitt folgt eine

knappe, auf das Wesentliche konzentrierte Charakterisierung der Bestände, wobei besonders Bedeutendes durch einen Pfeil hervorgehoben wird. Die wichtigsten Rayons der Museen werden in Stichworten genannt, Erläuterungen, die das Besondere charakterisieren in Klammern beigefügt. Ein weiterer, sehr interessanter Abschnitt schildert die Entstehung des betreffenden Museums bzw. der Sammlung. Ein letzter Abschnitt schließlich nennt die Literatur.

Mit Hilfe dieses ebenso einfachen wie ausgezeichneten Systems, das auf einer Fragebogen-Aktion beruht, ist es den Herausgebern, dem Württembergischen Museumsverband e. V., unterstützt vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, gelungen, ein Maximum an Information (unter Konzentrierung auf das Wesentliche) auf kleinstem Raum in handlicher Weise übersichtlich unterzubringen. Dies ist als vorbildliche Leistung zu würdigen, und „Museen in Baden-Württemberg“ wird in Zukunft den an Geschichte, Kunstgeschichte, Volkskunde, kurz am Historischen überhaupt Interessierten auf seinen Reisen neben dem „Dehio“ oder Reclams Kunstführer und neben dem „Baedeker“ begleiten.

Während die Kenntnis der großen Museen in Karlsruhe, Stuttgart usw. als bekannt vorausgesetzt werden kann, und hier die Knappheit zu bewundern ist, mit der das Wesentliche über diese großen Sammlungen dargestellt wird, ist der Führer eine wahre Fundgrube für die große Zahl der in unserem Land vorhandenen und oft versteckt liegenden kleinen Heimatmuseen und Spezialmuseen. Auch kleine sog. Heimatmuseen weisen sehr oft einzelne Kunstwerke von hervorragender Qualität oder Sammlungen von erheblichem historischem oder volkskundlichem Wert auf. Auch wird dem Leser bei der Durchsicht dieses Buches vor Augen geführt, welche erstaunliche Zahl von Spezialmuseen in Baden-Württemberg besteht, einige derartige seien im folgenden herausgegriffen: Da wird z. B. auf das Limes-Museum in Aalen hingewiesen, das als Zweigmuseum des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart einen eindrucklichen „Überblick über Geschichte und Bedeutung des römischen Heeres während der Besetzungszeit im heutigen Württemberg“ gibt. Oder das Sensen-Museum in Achern, in welchem die Tätigkeit einer historischen Sensenschmiede eindrucklich zur Anschauung gelangt. Oder die bedeutende Sammlung historischer Tasteninstrumente Fritz Neumeyer in Bad Krozingen, wo Cembali, Spinettini, Clavichorde, Hammerflügel usw. des 16.–18. Jahrhunderts nicht nur gezeigt, sondern auch anlässlich von Konzerten gespielt werden. Unter den Beständen des Lörracher Heimatmuseums, die demnächst im Hebelgymnasium, einem palaisartigen ehemaligen Tabak-Manufakturbau des 18. Jahrhunderts ausgestellt werden sollen, werden mit Recht die kirchlichen Holzbildwerke der

Spätgotik hervorgehoben. In Säckingen wird neben dem Hochrheinmuseum mit seinen bedeutenden Beständen vor allem aus Ur- und Frühgeschichte auf die weit über Säckingen und seine Region hinausgehende Bedeutung der Münsterschatzkammer verwiesen.

Eines der bemerkenswertesten kleinen Museen ist das Museum des Monument Turenne in Sasbach, das, 1760 errichtet, an den großen französischen Marschall des 17. Jahrhunderts erinnert und im Besitz des französischen Staates ist.

In Ulm besteht seit 1955 das Deutsche Brot-Museum, in welchem die Geschichte der Brotbereitung seit den Ägyptern und dem klassischen Griechenland aufgezeigt wird. – In Waldshut wird auf das Heimatmuseum in einem der wertvollsten und besterhaltenen Bürgerhäuser der Stadt, der 1588 erbauten „Metzig“, in Tiengen (Waldshut-Tiengen) auf das im dortigen Schloß aus dem frühen 17. Jahrhundert untergebrachte Klettgau-Museum hingewiesen. – Im Heimatmuseum Zell a. H. stellt eine eigene Sammlung das Handwerk der Zigarrenmacherei dar.

Wenn leider auch einige nicht unwichtige Museen, die während der Vorbereitung bzw. Drucklegung des Buches neu oder in neuer Form entstanden (wie z. B. das Museum der Jungesellschaft 1468 im Unteren Tor zu Waldshut oder das neueröffnete Dom-Museum im Dom zu St. Blasien) nicht mehr berücksichtigt werden konnten, so stellt der Museumsführer doch eine in jeder Hinsicht beachtliche Leistung dar, zu der Manfred Ackermann, Dr. H.-U. Roller, Prof. Dr. A. Walzer, für den südbadischen Bereich Frau Dr. E. Schulze-Battmann und Frau Dr. S. Gebhardt-Vlachos wesentlich beitrugen.

*Hans Jakob Wörner*

### Das Buch „Der Witz der Alemannen.“

Das Wort „Witz“ hat eine doppelte Bedeutung: ein Mensch kann einen Witz erzählen, er kann aber auch Witz haben. Das erstemal bedeutet Witz eine kleinste Episode, die mit einer unerwarteten, lustigen Pointe endet und zum Lachen zwingt. Das zweitemal bedeutet Witz einen Charakterzug eines Menschen; man sagt von ihm: er hat Witz, d. h. er hat heitere, kluge Einfälle.

Das vorliegende Buch nun „Der Witz der Alemannen“ enthält beide Kategorien der Witze zwanglos gemischt. Dadurch wird es mit seinen 55 Seiten Witzes lebensvoll, abwechslungsreich und interessant. Die Gefahr langweilig zu werden, ist groß, zumal naturgemäß etliche Witze bekannt sind und nicht mehr viel hergeben außer der neuen Form, in die der Herausgeber, Karl Kurrus, sie gewandt hat. Dieser Gefahr begegnet er überdies mit einem zweiten Kunstgriff: bei den Witzen, die fast alle in der Schriftsprache erzählt

sind, wird das Entscheidende, die Pointe, in wörtlicher Rede und Gegenrede gehalten und zwar in der Mundart des Ortes, wo der Witz lokalisiert ist. Das ist ein ausgezeichnete „Schachzug“.

Hier kam dem Herausgeber sehr zustatten, daß er zwei eigene poetische Bücher in Mundart herausgegeben hat: „Us em Kriagli“ und „Ruaf in d Zit ni.“ Ein gewandtes, kenntnisreiches und beglückendes Buch entstand unter seiner Regie. Jedermann findet darin jederzeit viel frohe Unterhaltung. Das Buch ist allseitig zu empfehlen!

Karl Kurrus „Der Witz der Alemannen“, in der Reihe „Landschaften des Humors“, Kurt Desch-Verlag München, 1975, 64 Seiten, 4,80 DM

*Richard Gäng*

**Hermann Brommer: Lehen – Pfarrkirche St. Cyriak.** Schnell-Kunstführer Nr. 1076. Verlag Schnell & Steiner München und Zürich. 1976. 16 Seiten, 16 Abbildungen.

Mit der Herausgabe eines kleinen Kirchenführers möchte die Pfarrei Freiburg-Lehen auf die baugeschichtliche Bedeutung ihrer Pfarrkirche hinweisen: Unter Einbeziehung des gotischen Turmes entstand in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein gefälliger barocker Kirchenraum nach Plänen des Allgäuers Gerhard Hauber, der Freiburger Stadtwerkmeister und Konventsbaumeister des Predigerklosters war. Zur Ausstattung trugen anerkannte einheimische Barockkünstler bei: die Maler Johann Michael Sauer, Friedrich Pfunner und Dionis Ganter und die Bildhauer Anton Xaver Hauser und Johann Baptist Sellinger. – Verfasser der Schrift ist Hermann Brommer, derzeit einer der besten Kenner der Breisgauer und Oberelsässer Künstlerszene des 18. Jahrhunderts. Auf seine fast gleichzeitigen Arbeiten über die Kirchen von Merdingen und Neuershausen (Schnell-Kirchenführer Nr. 1003 und 1025) sowie Merzhausen und Wittnau (Beilage zum Mitteilungsblatt der Verwaltungsgemeinschaft Hexental Nr. 24 und 26) sei hingewiesen.

R. Liessem-Breinlinger

**Wilhelm Hensler: „Liebe hat geschrieben“.** Erzählungen über Johann Peter Hebel, Der Karlsruher Bote, 1975

Ein lesenswertes Prosabüchlein, unter der Feder des Heimatdichters Wilhelm Hensler – wohnhaft in Wiesental bei Bruchsal – entstanden, ist auf dem Büchermarkt erschienen. In „Liebe hat geschrieben“, mit seinen zehn Einzelerzählungen (Unruhe – Kleine Reise – Sommertage – Briefe – Der Winter – Das hei-

matliche Tal – Der Abendstern – Hebel am Hofe – Gartengespräch – Die Postkutsche), ist es dem Schriftsteller gelungen, in der ihm eigenen Weise den Menschen Johann Peter Hebel, in seiner geliebten Heimat, im Schwarzwald, im Land am Oberrhein, am Hofe Karl Friedrichs in Karlsruhe seinen Lesern zu vergegenwärtigen. In jedem Satz, in jedem Wort ist zu spüren, mit welcher inneren Hingabe sich Hensler dieser Arbeit unterzogen hat. Wer seine Schriften über den Schwarzwald, seine Gedichtbändchen und Prosaerzählungen kennt, empfindet sofort, daß seine Erlebniswelt der seines hochgeschätzten Vorbildes sehr ähnlich war. Beide schöpfen aus derselben Quelle ihrer Jugendzeit in den Schwarzwälder Bergen und Tälern mit ihren der Landschaft adäquaten Menschen.

Mit der ihm eigenen Fähigkeit, sich seiner Muttersprache meisterhaft zu bedienen, erzählt Hensler u. a. von der Wanderung Hebels auf den Belchen, den Berg, von dessen Gipfel „man sozusagen in die gute Stube des Wiesentales sieht“. Hensler versteht es, bildhaft mit Worten zu malen, und er läßt so den Leser seine Welt erleben. Wir begleiten Hebel an einem Sommertag bei einem Spaziergang mit Gmelin, dem „Chrüterma“ von Badenweiler, wir finden Hebel auf dem Dobel, im Ringen ums Dichtersein. Wir sehen auch Hebel, versunken in Erinnerungen an Gustave Fecht, beim Lesen ihrer Briefe. Und in einem schönen Kapitel läßt uns Hensel das Entstehen des Gedichtes „Der Winter“ („Isch echt de obe Bauwele feil?“) erleben. Und so wird das Werden mancher Perle in Hebels Schaffen (z. B. „Die Wiese“) im seelischen Hintergrund sichtbar gemacht. Besonders offenkundig wird die Wesensart Hebels in der Erzählung „Hebel am Hofe“, wenn Karl Friedrich zu dem Dichter sagt: „Nicht das unbedeutendste Ding blieb Ihnen ungeachtet, mein Lieber. Menschen und Schöpfung, so wie sie eins sind, wurden in ihren Versen, ineinandergewoben. Es regnet Blüten darin, Sommervögel gaukeln dazwischen, Spinnlein tun eine kleine Reise, ein Bach rauscht, eine Rauchfahne winkt, Beeren bieten sich an, ein Mäher prüft die Schneide seiner Sense mit dem Daumennagel, Blumen zieren ein Fensterbrett, Wolken umringen einen Berg, die Bäume tragen Frucht. Eine köstliche Frucht, mein lieber Hebel, haben wir vom Baum Ihres Lebens empfangen. Wir – das ganze Land . . .“

Das ist die Welt am Oberrhein, ein wenig erinnernd an Goethes Rezension der alemannischen Gedichte. Diese Worte machen aber auch klar, wie sehr der unnachahmliche Stil seines Vorbildes Hebel Henslers eigenem Schaffen richtungweisende Impulse verliehen hat. Hensler hat ein Büchlein vorgelegt, das vollkommen auf der Verehrung für Hebel und auf der geistigen Verwandtschaft zu ihm beruht.

*Barth/Vögely*